

Wawrzik

"D" 8589

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Ausstellung von Kriegsbilder-Originalen der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 27. Juni bis zum 10. August in Berlin, Künstlerhaus, Bellevuestraße 3.

Pressestimmen:

Die „Neue Preussische Zeitung“, Berlin:

Besonders stark sind die Schilderungen von dem westlichen Kriegsschauplatz. Es reihen sich an der östliche Kriegsschauplatz, die Taten unserer Bundesgenossen im Osten, der Krieg gegen Serbien und Montenegro, die Kämpfe zur See, die Kämpfe in der Türkei und das Ringen zwischen Österreich und Italien. Endlich lernen wir auch die Selbstbildnisse der beteiligten Künstler kennen . . . Eine lange Reihe dieser Blätter werden höheren Ansprüchen gerecht. Wohl die besten und lebendigsten schuf Hans v. Hayek, der sich im Gefolge des Kronprinzen Rupprecht von Bayern befindet. Neben ihm zeichnet sich Fritz Grottemeyer, ebenfalls auf dem westlichen Kriegsschauplatz, aus. Auch Wilhelm Gause, K. Olbertz, M. Rabes sind zu nennen. Einige folgen der Armee als Künstler, andere sind Kämpfer und entwerfen ihre Skizzen in den Stunden ihrer Muße.

Der „Deutsche Kurier“, Berlin:

Dem echt deutsch-familiären Charakter des Blattes entspricht es, wenn die Mitarbeiter jahrzehntelang im Redaktionsverbande der Zeitschrift verbleiben, ebenso wie es daraus sich ergibt, daß z. B. wieder im gegenwärtigen Riesenkriege nicht etwa bloß die wohl akkreditierten Künstler ihre Eindrücke von den Schlachtfeldern schildern dürfen, sondern daß auch junge Künstler sich inmitten des ungeheuren Erlebnisses ihrer Künstlerschaft innwerden . . . Es mag vielleicht ein wenig ungerecht sein, wenn wir „Heimkrieger“ es wagen, unter den vielen Zeichnern einige hervorzuheben, deren Darstellungen uns besonders erschüttern, aber die Art und Weise, wie etwa Schwormstadt oder Gause oder Richard Assmann den Krieg nicht etwa nur sehen, sondern wie sie dem Krieg auch die letzte Larve vom wutentzerrten Antlitz reißen, diese Art hat etwas so Geniales, die Zeiten überdauerndes in sich, daß uns die an sich ebenso ehrlichen Arbeiten anderer Künstler, etwa die hervorragend sicheren Zeichnungen v. Hayeks oder die kolorierten Skizzen von Folkerts, nur wie sachliche Mitteilungen anmuten. Aber wie schon angedeutet, ein Blatt für sich bilden die Impressionen der Kriegsteilnehmer selbst.

Die „National-Zeitung“, Berlin:

Wider Erwarten fand man neben Bleistift- und Kohlezeichnungen auch Originalradierungen, wie das Bildnis des Generalobersten Erzherzog Eugen von Heermann, und manches ausgezeichnete Ölbild, wie die Portraits von Hindenburg und Mackensen von Professor A. Jank. Zwischen den Arbeiten namhafter Künstler, wie z. B. die von Professor Hans v. Hayek, Professor Ludwig Koch, Professor Hugo Ungewitter und den populären Bildern von Illustrationszeichnern, bemerkt man vereinzelte treuherzige, naive Bleistiftzeichnungen, die von schwerer Kriegerhand mit Liebe und Fleiß entstanden. Als Geschichtsdokumente für den Geist unseres Heeres sind diese im Schützengraben gebornen Arbeiten gleich wertvoll.



Der dritte Saal der Ausstellung; rechts die Wand mit den Bildnissen von Sonderzeichnern der Leipziger „Illustrierten Zeitung“.

Die Illustrierte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art, ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrierten Zeitung in Leipzig, Reudnitzstraße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrierten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Reproduktion unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verständigung mit dem Stammbaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright July 29th 1915 by Illustrierte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nummer 3761. 145. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzstraße 1—7.

Die „Kölnische Zeitung“, Köln:

Die zeichnerische Berichterstattung unserer Kriege hat der Leipziger Illustrierten schon manchen volkstümlichen Erfolg gebracht; es sei an August Beck erinnert, der für sie in dem Feldzug von 1870 arbeitete. Nun sandte sie für unsere beiden Kriegsschauplätze im Westen und im Osten eine ganze Anzahl Illustratoren hinaus, und deren Werke, bisher fast 400, bedecken die Wände des Künstlerhauses. Est ist begreiflich, daß sie große Teilnahme beim Publikum finden. Haben auch die Künstler manchmal etwas einem äußerlichen Pathos geopfert, es schadet nichts, der starke Eindruck haftet doch, und die Ergebnisse von ganz Europa seit vorigem Sommer sind so dramatisch, daß der Künstler mit nüchternem Realismus nicht immer durchkommt.

Die „Post“, Berlin:

Das reiche Material (es handelt sich um etwa 400 Originalbilder) ist gut und übersichtlich nach den verschiedenen Schauplätzen des Krieges geordnet. In teilweise erschütternden und erhebenden, teilweise humoristisch anmutenden, aber immer spannenden Bildern zieht das große Weltgeschehen, das wir alle mit gesteigerten Sinnen durchleben, an unserem Auge vorüber . . . Was die Darstellungen besonders interessant macht, ist der Umstand, daß neben den bewährten Künstlern auch Mitkämpfer ihre Eindrücke festgehalten haben, deren Talent der Krieg oft zu schneller Reife gebracht hat.

Der „Reichsbote“, Berlin:

Es handelt sich natürlich in der Hauptsache um Zeichnungen, nur vereinzelt ist das Farbenbild vertreten. Aber es sind die Originale der Zeitung, die zur Ausstellung gelangten, und ihre Zeichner sind zumeist Künstler von Rang, deren Arbeiten in jeder Beziehung die höchsten hier zu stellenden Ansprüche befriedigen. Obschon auch die temperamentvolle Skizze vertreten ist, überwiegt das ausgereifte zeichnerische Bild und läßt an Eindringlichkeit keinen Wunsch unbefriedigt. Arbeiten von Schwormstadt, Braune, Grottemeyer, Olbertz, v. Hayek, Lebrecht, Folkerts, Liebich, Storch, Stein, Rabes, auch Aßmann, Schramm, Gause und Wintorowski wirken mit der plastischen Kraft ihrer Licht- und Schattenbehandlung fast so lebendig wie Farbenbilder und vermitteln Eindrücke von höchster Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit. . . . Besondere Anerkennung verdient auch die Einteilung und Gliederung des Ganzen. Das überreiche, alle erdenklichen Phasen und Situationen des Kampfes wie seiner Vorbereitung und Folgezustände widerspiegelnde Bildermaterial ist mit schöner Übersichtlichkeit geordnet. . . . Das Kriegsthema beherrscht so aller unser Denken und Empfinden, daß wohl jedes weitere Wort zur Empfehlung des Besuches dieser dankenswerten illustrierten Kriegschronik überflüssig ist. Schon der Tag der Eröffnung ließ das erkennen.

Illustrierte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3761. 145. Band. Die Illustrierte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M., frei ins Haus 9 M. 25 ϕ . Preis dieser Nummer 1 M. Der 29. Juli 1915. Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareilzeile oder deren Raum 1 M. 50 ϕ , auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M.

Zur Erholung und Kur **DIE SCHWEIZ**

eignet sich wie immer am besten

Einfache Paßkontrolle an der Grenze; gute Eisenbahnverbindungen; normale Lebensmittelverhältnisse. Die Hotels bieten bei Mindestpreisen ausgezeichnete Verpflegung.

Mündliche und schriftliche Auskunft erteilt kostenlos die Amtliche Auskunftstelle der Schweizerischen Bundesbahnen im Intern. öffentl. Verkehrsbüro Unter den Linden 14, Berlin W 8.



**Wer deutsch denkt
gebraucht deutsche Heilquellen**

Bei Erkrankungen des
Magen- und Darmkanals (hart-
näckiger Verstopfung) mit
ihren ernsten Folgen
gibt die illust. Schrift:
„Das König-Ludwig-Bad“
und
„Trinkkuren zu Hause“
Aufklärung-
kostenlose Zusendung
durch:

KÖNIG-LUDWIG-QUELLE
S. W. FÜRTH - NÜRNBERG

Sanatorium Elsterberg

(Neurastheniker, Ernährungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- und Geistesranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

BAD ELSTER

Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- und Mineralbad mit **Emanatorium**, berühmter Glaubersalzquelle, Grosses Medikomechan. Institut, Einrichtungen für Hydrotherapie etc. Luftbad mit Schwimmteichen.

500 M. ü. d. M., gegen Winde geschützt, inmitten ausgedehnter Waldungen, a. d. Linie Leipzig-Eger. — Besucherzahl über 17000. — Das ganze Jahr geöffnet.

Elster hilft

In der Nachbehandlung von Verletzungen, hilft bei Herzleiden (Terrainkur), Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Blutharut, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, allgem. Schwächezuständen, Erkrankungen der Verdauungsorgane (Verstopfung), der Nieren und der Leber (Zuckerkrankheit), Fettleibigkeit, Lähmungen, Exsudaten.

Prospekte, Wohnungsverzeichnisse postfrei durch die Kgl. Badedirektion. Generalvertrieb der Heilquellen durch die Mohrenapotheke, Dresden. Versand des staatlichen Tafelwassers König-Friedrich-August-Quelle durch den Brunnenpächter Klinkert in Oberbrambach.

Dr. Nöhrings Lungenkranke
Sanatorium für
Nur 1. Kl. 15 bis
20 Mk. täglich. **Neu-Coswig i. Sa.**

Protector

Weltbekanntes Schloss für Geldschränke. Hervorragend empfohlen und seit mehr als 20 Jahren verwendet von der

Reichs-Hauptbank, Berlin
und deren Nebenstellen.

Von dem berühmten Techniker Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Reuleaux** als
„Perle technischer Arbeit“
bezeichnet.

Von 21, seit 1879 erlangten Deutschen Reichs-
Patenten noch 6 in Kraft.

Adr. An Geldschrankfabriken oder direkt an
Theodor Kromer, Freiburg (Baden).

FÜRSTLICHES BAD

EISEN
BEI BÜCKEBURG

Altberühmtes Schilam- und Schwefelbad gegen Rheumatismus, Gicht, Ischias usw. In herrschaftlichen Logierhäusern elektrisches Licht. Idyllische Lage am Wesergebirge. — Saison 15. Mai bis 15. September. — Besonders geeignet und Vorzugspreise für Kriegsrekoneszenten.

KURHAUS

für Nerven- u. Gemütskranke
Tannenfeld

bei Nödenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Göbnitz-Gera. Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 16 ha großen alten Parks. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Salzbrunner Kromen Quelle

Zu Hauskuren

Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Stein-Beschwerden, Zucker. Broschüren gratis.

Überall käuflich

Dr. Bieling.
Waldsanatorium Tannenhof,
Friedrichroda (Thür.).
Besonders geeignet für
Ruhebedürftige und
Kriegsrekoneszenten

Sanatorium Lindenbrunn b. Copen-
brügge (Wesergebirge). Physik, diätet. Kuranstalt.
Vorzügl. Heilerfolge bei Gicht, Rheuma-
Magen-, Darm-, Frauenleiden etc. Schwefel-
bäder eig. Quellen. Wald, Geb. Dr. Netter.

Dr. Möller's Sanatorium
Bruch. fr. Dresden-Loschwitz Prof. fr.
Diätet. Kuren n. Schroth
Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.
Abteil. f. Kinderheilt. pro Tag 5 M.

Hotel-Verkäufe

vermitteln
Grothe & Co.,
Hamburg 1.

Echte billige Briefmarken!
100 As. Afr. Asien Mk. 2.—
500 verschied. nur Mk. 3.—
1000 verschied. nur Mk. 11.—
2000 verschied. nur Mk. 40.—
**Max Herbol, Marken-
haus, Hamburg 2.**
Große illust. Preisliste gratis n. franko.

Webers Illustrierte Handbücher. Prospekte kostenfrei vom Verlag J. J. Weber, Leipzig 28.



In der Flasche:
Mk. 3.—, Kr. 4.—.
In Tabletten:
Mk. 2.50, Kr. 4.—,
kann bequem als
Feldpostbrief
versandt werden.

Die hervorragende Wirkung von **LECIFERRIN**

bestätigt die vielfache Verordnung in Lazaretten, nach Blutverlust, großen Strapazen u. schweren Krankheiten zur Stärkung des Nervensystems.

Die Ärzte empfehlen Leciferrin bei Schwächezuständen, Nervosität, Blutarmut, Bleichsucht, Ernährungsstörungen. Leciferrin befördert Appetit und Verdauung. Sehr angenehm zu nehmen. Leciferrin hebt die Körperkräfte, bringt blühendes und gesundes Aussehen.



Hauptdepot in Deutsch-
land: Frankfurt a. Main,
Engel-Apotheke.

Wien: Schwan-Apotheke,
Schottenring 14.
Budapest: Apotheke
J. v. Török, Königsgasse 12.
Basel: Nadolny & Co.
Nachf., Spitalstraße 9.

„GALENUS“, CHEM. INDUSTRIE, G. M. B. H., FRANKFURT A. MAIN.

Montebello
ein edles Erzeugnis
für
verwöhnte Raucher

MANOLI

5s

Das Ev. Pädagogium Godesberg a. Rhein
(Gymnasium, Realgymnasium u. Realschule mit Einj.-Berechtigung) ist mit seiner Zweiganstalt in Herchen (Siegl) infolge günstiger Bedingungen, Stamm alter Lehrkräfte usw., in der Lage, die Anstalt auch während der Kriegszeit ohne Einschränkung weiter zu führen. Es bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von je 10-18 Knaben in den 15 Alumnaten der Anstalt, Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut, Drucksachen durch den Direktor Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.

Technikum Hildburghausen
Höhere u. mittl. Maschinen- u. Elektrot.-Schule. Werkmeister-Schule. Anerkannte Hoch- und Tiefbauschule. Programm frei!
Staatskommissar. Dir. Prof. Zitzmann.

Trüpers Erziehungsheim Sophienhöhe zu Jena
für Knaben und Mädchen jeden Alters. Gewissenhafte, familiäre Erziehung, Individual-Unterricht, sorgfältige Körperpflege. Schön gelegene, vorbildliche Land- und Heil-Erziehungsheime mit 7 klass. Reformschule bis Untersekunda. Aufnahme jederzeit. Reich illustr. Prospekte.

Abitur., Prim., Fähnrl., Einjähr. Dr. Schraders Mil.-Vorbild.-Anstalt
Magdeburg.

Webers Illustrierte Handbücher. Prospekt kostenlos. J. J. Weber, Leipzig 26.

Sanguinal
in Pillenform

Anerkannt zur wirksamen prompten Bekämpfung von Blutarmut und Bleichsucht.
Vorzügliches Unterstützungsmittel zur baldigen Genesung unserer verwundeten Krieger.
Zu haben in allen Apotheken! Grosspackung m. 100 St. M. 2.20
Man achte streng auf den Namen der Firma Krewel & Co., G. m. b. H., Köln und den geschützten Namen „Sanguinal“

Wybert
TABLETTEN

sind unsern Kriegern im Felde
eine hochwillkommene

Liebesgabe.

Wybert-Tabletten schützen vor Husten
und Katarrh bei nachfolgender Witterung
und helfen zugleich als durstlöschendes Mittel die Strapazen des Krieges ertragen.
Beiherrn feinen Wohlgeschmack
wirken sie angenehm lösend,
indem sie die Mundhöhle zugleich
erfrischen.

Feldpostbriefe

mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in den Apotheken und Drogerien M. 2,- oder M. 1,-.

Stottern

Stammeln, Lapsen usw. beseitigt dauernd
Dr. Schraders Spezialinstitut für Stotterer, Berlin, Lützowstr. 30/2
Jeder der stotterfrei singt, ist heilbar.

Fort mit dem

Beinverkrüppelung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ledersattel verwendbar.
Greis-Broschüre senden.
Extension, G. m. b. H., Frankfurt a. M. - Eschersheim Nr. 232.

Briefmarken

zeitung sendet kostenlos August Marbes in Bremen.

Die Leipziger Michaelismesse
beginnt für Groß- und Kleinhandel

Sonntag, den 29. August 1915
und endet Sonntag, den 19. September.

Die Musterlagermesse
(für Keramik, Metallwaren, Luxus- und Sportartikel usw.) erstreckt sich nur auf die erste Woche.

Die Sportartikelmesse
findet vom 29. August bis 4. September im II. u. III. Obergeschoß des Meßhauses von Mey & Edlich, Neumarkt 20/22, statt. Auskunft erteilt Herr Th. Amberg i. Fa. Amberg & Walling, Hildburghausen.

Die Herbstledermesse zu Leipzig
wird **Mittwoch, den 1. September** eröffnet und die Meßbörse für die Lederindustrie an demselben Tage nachmittags 3 bis 6 Uhr im großen Saale der neuen Börse am Blücherplatz hier abgehalten. Meßwohnungen vermittelt die Geschäftsstelle des Verkehrsvereins, Leipzig, Handelshof, Naschmarkt.
Leipzig, am 22. Juni 1915.

Der Rat der Stadt Leipzig.

J.A. Henckels
Zwillingswerk Solingen
empfiehlt als Feldpostbrief:
Armeeemesser, Feldbestecke, Jagdmesser, Dolche, Rasiermesser u. Rasierapparate.
Haupt-Niederlage: **Berlin W. 66** Leipziger Strasse 118.
Eigene Niederlagen: Köln a. Rh., Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Maschinengewehre gegen feindliche Flieger in Tätigkeit.
Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hermann Sourell.

HEINRICH LANZ, MANNHEIM
LOKOMOBILEN
für Satt- und Heissdampf
Fahrbar u. stationär
Höchste Ökonomie
In- und Ausland-Patente
Export nach allen Weltteilen

System LENTZ
„Unerreicht in Einfachheit der Konstruktion“
VENTILSTEUERUNG

Krieg und Schule. / Von Professor Walter Stahlberg.

Ohne die allgemeine, jeden einzelnen erfassende Schule können wir uns alle ein gesundes Volksleben gar nicht mehr vorstellen. Den Krieg aber hielten viele für eine Erscheinung, die in dem Ablauf des Völklerlebens sehr wohl fehlen könnte; ja sie wünschten und vermeinten gar, durch eine richtig geleitete Schule die Völker dahin bringen zu können, daß sie dem Kriege abschwören und im Zustand ewigen Friedens ihr Dasein führen. Nun hat die Wirklichkeit wieder einmal gesprochen, und das mit einer Eindringlichkeit wie nie zuvor. Sie hat dem Kriege sein Recht gegeben. An uns ist es, für die Zukunft die Lehre daraus zu ziehen.

Die Schule hat in besonderem Maß die Verpflichtung dazu. Sie soll das neue Geschlecht heranbilden, daß es gesund sei und stark, des Friedens froh und des Krieges gewärtig. Gesunder Weltanschauung soll es leiten, daß es nicht auf die falschen Propheten höre, die mit ihren entkräftenden kriegerischen Lehren wieder auferstehen werden, sobald der unmittelbare Eindruck von der erhabenen Größe unserer Tage verwischt ist. Ihnen gegenüber muß die deutsche Schule das neue Geschlecht so aufrichten, daß es den Krieg als eine der mannigfachen Beziehungen zwischen den Völkern tatsächlengemäß in den Ablauf des menschlichen Geschehens einzuordnen und zu werten weiß. Jeder, der durch unsere Schulen gegangen ist, soll imstande sein, den Krieg als geschichtliche Notwendigkeit in seiner sittlichen Berechtigung zu begreifen oder doch wenigstens zu fühlen und zu achten.

Nicht einmal die Beziehungen der zu einer Rechtsgemeinschaft im Staat zusammengefügten Bürger lassen sich unbedingt ohne Waffengewalt regeln, obgleich doch der Staat mit seiner Machtfülle diese Regelung vermag. Sie hat des öfteren erst erfolgen können, nachdem Bürger im blutigen Kampf gegen ihre Mitbürger den eigenen Staat zerrümmert und ihn anders erst wieder aufgebaut hatten. Und da sollte die Schule dem Übermaß des Vorwurfs leiten, daß aller Widerstreit unter den Völkern und unter den Staaten sich unumwundlich soll beheben lassen in friedlicher Erörterung nach Paragraph 100 des eines vereinbarten Völkerrechts? Da sollte man den Unterschied zwischen dem objektiven „Recht“, hinter dem die Gewalt des Rechts schaffenden Staates steht, und dem nur mit gleichem Wort bezeichneten, ganz anders gearteten Begriff des Völker-„Rechts“, das eben nur Verträge aus freien und daher jederzeit nur subjektiv verbindlichen Vereinbarungen selbstherrlicher Staaten umfaßt — da sollte die Schule diesen Unterschied nicht zu einem Gemeingut der deutschen Bildung machen? „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten“, sagt Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“, „ist eben eine bedingte, sobald sie in dem Kampf ums Dasein auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen.“ Und diese Wahl kommt immer wieder, kommt von Zeit zu Zeit für jedes Volk und für jeden Staat; und immer wieder hat jeder Großstaat diese Wahl selbst zu treffen, nach eigenem Ermessen, in voller Freiheit seiner verantwortlichen Staatsmänner.

Die Schule kann diese grundlegende Tatsache an keinem Beispiel besser erläutern als an dem dieses Weltkrieges, in dem wir stehen. So gewaltig und groß er ist, so klar liegen doch schließlich bei allem Durcheinander der Geschehnisse die Gründe zutage, weshalb dieser Krieg entstand und entstehen mußte. Und so ist gerade die Wirklichkeit dieses Krieges als die uns nächstliegende und deshalb verständlichste geeignet, in dem heranwachsenden Geschlecht die Anschauungen über das Verhältnis von Krieg und Frieden zu klären und damit eine der wichtigsten Grundlagen staatsbürgerlicher Erziehung zu bereiten.

Gewiß wäre dieser Krieg zu vermeiden gewesen, wenn unser Volk willig von den andern die Stellung zugestillt worden wäre, die seiner tatsächlichen inneren Kraft entspricht. Solange Deutschland seine Volksgenossen in großen Scharen über die eigenen Grenzen hinaus abgab, zu ungenützigem Dienst an andere Volksgemeinschaften, so lange war man zur Anerkennung der deutschen Tüchtigkeit sehr wohl bereit. Diese Anerkennung wurde dem Volk der Denker und Dichter willig gegeben; denn sie war billig und traf schließlich in den praktischen Folgen immer nur den einzelnen. Noch diese Tage der Deutschenverfolgung in England waren uns dafür lehrreich. Sperrt sie ein, diese Deutschen, wurde aufgeregt gerufen und gefordert; aber die Sache hatte ihren Haken darin, daß die Deutschen im englischen Arbeitsleben ein recht Erhebliches bedeuteten. Daß man trotzdem auf sie loszuschlug, galt schließlich praktisch genommen gar nicht diesen einzelnen, sondern umgekehrt nunmehr wirklich dem deutschen Volk. Insbesondere trifft das zu auf die grundsätzliche Schädigung, die man an den Deutschen in Übersee allerorten in geschäftlicher und auch in gesellschafterlicher Beziehung übte. Das deutsche Volk soll eben in seiner Kraft vernichtet werden. Denn seitdem die deutsche Kraft durch den Zusammenschluß unserer Stämme zu großer staatslicher Gemeinschaft immer gesammelter, immer zielbewußter und erfolgreicher für unser eigenes Wirtschaftsleben eingesetzt werden konnte, seitdem das deutsche Volk den Lohn seiner Arbeit in immer höherem Maße selbst erhielt und in immer kräftigeren Wettbewerb mit den anderen trat; seitdem ist von der erprobten Tüchtigkeit dieses Volkes in der öffentlichen Meinung der uns feindlichen Völker nicht mehr die Rede; im Gegenteil, man machte uns fähig, verleumdete uns in der Welt, wo es nur immer anging, verlegte uns aller Ecken und Enden den Weg und versuchte auf diese Weise niederzuhalten, was sich immer drängender entwickelte und entwickeln mußte. Und weil alle Versuche mit diesen Mitteln,

die man als „friedliche“ zu bezeichnen beliebt, schließlich doch nicht zum Ziele führten, eben darum entschloß man sich, es nun mit dem längst vorbereiteten „Krieg“ zu versuchen.

In Wirklichkeit ist eben dieser Krieg schon lange da; unsere Feinde sind nicht erst seit den ersten Augusttagen des Jahres 1914 unsere „Feinde“. Ihre Taten nach dieser Zeitwende und ihr Handeln vorher stehen durchaus in dem Verhältnis, das in der Bergpredigt von der äußeren Erfüllung der Gebote und ihrer Abklärung im Geist und in der Wahrheit gesagt ist und jedesmal eingeleitet wird: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist...“

Da sind wir nun auf den Punkt gelangt, wo mit einem Schein des Rechts eingewendet wird, unsere Kultur ruhe auf dem Christentum, und die Verkündigung des „Friede auf Erden“ und das christliche Gebot: „Liebet eure Feinde“ verpflichteten die Schule, unsere deutsche christliche Jugend gegen den Krieg zu erziehen. Nicht ohne Reiz ist es, daß die größere Zahl derer, die diesen Einwand, tönen der Worte voll, erheben, sonst gar nicht so sehr bereit sind, den Lehren des Christentums nachzuleben. Wir haben in diesen Zeiten tätiger Bejahung des Krieges eine große Zahl tiefgründiger Erörterungen über Kriegspflicht und Feindesliebe in Büchern, Aufträgen und Reden zu verzeichnen. Ob in den bequemen Zeiten des Friedens Schule — und auch Kirche — in dieser Beziehung immer auf der Höhe gewesen sind, mag dahingestellt bleiben. Daß die deutsche Schule die Frage mit Klarheit und überzeugender Kraft behandeln muß, erscheint als ein selbstverständliches Gebot nationaler und christlicher Erziehung.

Tatsächlich wird der Einwand selbst zu Unrecht erhoben. Schen wir von der tatsächlichen Widerlegung ganz ab, die sich aus der genauen Überlegung des Weihnachtsevangeliiums ergibt, das Entscheidende bleibt, daß Jesus in seinem ganzen Leben und Sterben das erhabene Vorbild gegeben hat dafür, daß wir in allen Lebenslagen uns in der Hand unseres Gottes fühlen und eben aus diesem Innesein heraus die Kraft der Bewährung finden. Sein Evangelium hat das Verhältnis des inneren Menschen zu Gott im Auge, und statt bestimmte Weisungen für Entscheidungstragen zu geben, wie sie die Wirklichkeit des Lebens mit ihren verschiedenen Forderungen an uns stellt, weist es immer wieder auf die Urkraft der inneren Gewißheit unserer Gottesfindung hin, aus der wir selber unsern Leben den Sinn und unsern persönlichen Handeln die Richtung zu geben haben.

Die Frage „Krieg und Frieden“ ist durchaus eine Frage der irdischen Welt, die hoch über den Kopf des einzelnen hinweggeht; die Völker stehen unter ihr wie unter den andern über sie hinweggreifenden Gesetzen der Schöpfung, und durch die Tatsachen der Menschheitsgeschichte ist unumwundlich dargelegt, daß sie aus der Ordnung dieser Welt nicht zu entfernen ist. Auch der Mensch unterliegt den Gesetzen des Lebens, und immer wieder ist es die lebensvolle Betätigung ihrer eigenen Entwicklung, Weiterbildung und Ausbreitung, die die einzelnen Völker und Staaten immer wieder gegeneinander zwingt.

Das eine aber sollte bei den Erörterungen über „Krieg und Frieden“ haren Verstandes immer gebührend betont werden, was man so selten beachtet findet, daß die landläufige Scheidung zwischen Krieg und Frieden recht oberflächlich danach getroffen wird, ob die Waffen klirren und donnern und Blut fließen machen oder nicht. Wenn Wasser sich in Eis verwandelt, tritt uns in der Natur auch ein Bruch im Ablauf vieler Erscheinungen entgegen, und unsere Aufmerksamkeit wird besonders beansprucht. Aber es ist wieder richtig, daß bei der Temperatur unter dem Gefrierpunkt alles Leben erstickt, noch daß es bei solcher über ihm allseitig gedeiht. Mit dem Leben der Völker steht es nicht anders. Ob die blutigen oder die unbblutigen Waffen vom sittlichen Standpunkt aus höher zu bewerten sind, darüber haben wir doch gerade in diesem Weltkrieg unsere eigenen Gedanken. Und daß mit den unbblutigen Waffen der Lüge und der Verleumdung der Krieg gegen uns bereits lange Jahre geführt wird, darüber sollte, wie gesagt, auch bei den neuen Geschlechtern, die unsere Schule heranbildet, keine Unklarheit bestehen bleiben. Dann wird aber die Frage nach der sittlichen Berechtigung dieses Krieges und damit des Krieges überhaupt auch von dem Gesichtspunkt der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden ihre Bejahung finden.

Wenn die Tatbestände, die zum Ausbruch dieses Krieges geführt haben, im einzelnen belegt werden — und die Fälle der Beweise, die aus den wirtschaftlichen und politischen Zeitungen und Zeitchriften unserer Gegner und aus den Berichten unserer Kaufleute und Embassierten in dem letzten Jahrzehnt gesammelt werden kann, ist groß — dann wird auf jeder auch auf der einfachsten Volksschule ein lebendiges Verständnis für die Ursachen dieses Krieges geweckt werden können; und deutlich wird die innere Ursache unterschieden werden von dem äußeren Anlaß, den das vorgeschobene Serbien abgeben mußte. Dann muß aber auch klar werden, daß dieser Krieg eben schließlich nicht zu vermeiden war, wenn wir nicht zurückkehren wollten zu der alten schwachen Zeit unsres Volkslebens, in der wir als Kulturträger, wie Bismarck sagte, nur die getreuen Knechte der anderen Völker waren. Das ganze Gerede aber über Weltfrieden und gegenseitige Gerechtigkeit in der Anerkennung der Kulturvölker untereinander wird dann von selbst an dem natürlichen Gange der geschichtlichen Entwicklung auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt werden.

Mit dieser Erkenntnis wird unmittelbar auch jedem Denker die Gewißheit gegeben, daß bei weiterer Entwicklung unserer Volkskraft mit und der mit uns im Wettbewerb stehenden andern Völker immer wieder kriegerische

Auseinandersetzungen kommen können und kommen werden, Kriege, die den Ausrottungscharakter noch viel stärker tragen mögen als dieser Krieg, an dem wir eben diese Seite doch schon mit besonderem Schauern erleben; man braucht ja nur an die Weiten und Tiefen der Entwicklungsmöglichkeiten des derzeitigen Russischen Reiches zu denken. Und so wird jedes deutsche junge Blut die Schule mit der Überzeugung verlassen, daß unser ganzes Volksleben nur geduldet kann, wenn die Macht unseres Staates auf voller wirksamer Höhe gehalten wird, daß wir daher im Frieden nie aufhören dürfen, neben und vor all den drängenden Aufgaben unserer staatslichen und wirtschaftlichen Entwicklung für die Stärkung unserer Wehrkraft zu sorgen. Die erste und wesentlichste Anforderung an eine wirklich staatsbürgerliche Einsicht ist damit gegeben.

Und auch die zweite, die eines starken und lebendigen Nationalgefühls, wird eben damit gewonnen sein. Wenn die großen Völker rings um uns sich alle zusammentun, um uns als Ganzes zu vernichten, so werden sie doch wohl etwas ganz Besonderes und Bedeutungsvolles in dem deutschen Volk und seinem Staate sehen. Um Unwesentliches nimmt man doch nicht so große Mühe auf sich, und gegen bedeutungslose Staatsbildungen wird man doch nicht alle Völker der Erde in Bewegung setzen. Da muß schon jedem Deutschen die Bedeutung, die unser deutsches Wesen und unser Deutsches Reich in der Welt haben, zu stolzem Bewußtsein kommen, und unsere deutsche Jugend wird innerwerden, daß wir als Volk neben andern Völkern einen eignen hohen Wert besitzen, den wir bis dahin gar nicht so gewürdigt haben, wie er offenbar von den andern eingeschätzt wird; ihr Wille wird nach werden und wachsen, als Deutsche nun auch bewußt deutsch zu fühlen und zu denken. Wir kehren uns ab von dem törichtsten Gebahren, in jedem Fremden von vorn herein und ungeprüft das Muster zu sehen, dem eignen Geist aber mit besonderem Mißtrauen und Zweifel gegenüberzustehen. Wo aber dieses Bewußtsein lebendig ist, da wird es auch nach einem Ausdruck suchen. Es wird ihn in der Schule andauernd finden in der sorglichen Pflege unserer deutschen Sprache, unserer deutschen Sitten und Gebräuche, unserer deutschen Geschichte; und es wird sich besonders geltend machen bei gemeinsamen vaterländischen Feiern. An solchen Tagen die Vaterlandsliebe zu wecken und zu pflegen, wird wohl nach diesem Kriege keinem Lehrer mehr als Kurrapatriotismus erscheinen, sondern als eine heilige Verpflichtung, die seines Amtes ist.

Es ist mit allen Schlagwörtern eine eigene Sache und mit dem vom Kurrapatriotismus erst recht. Daß man an bestimmten Tagen bestimmte Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringt, das ist ja wohl auch sonst im Leben der Fall, und wenn an Geburtstagen, Stiftungsfesten oder sonstwann Reden mit einem Hoch schließen, so liegt man darin eben eine der Formen gemeinsamen Ausdrucks gleicher Gefühle und Wünsche. Warum soll das nun ausgerechnet unserem Vaterland und unserem Reich, unserem Volk und unserem Kaiser gegenüber etwas Gezwungenes, etwas Außerliches, wohl gar Gemachtes haben? Es ist doch die natürlichste Sache von der Welt, daß wir unserer herrlichen Volks- und Staatsgemeinschaft und des Trägers ihrer Macht an bestimmten Tagen uns besonders bewußt werden wollen. Und an jedem einzelnen von uns ist es und wird es nach diesem Kriege erst recht sein, dieses Bewußtsein zu einer Höhe zu entwickeln, die dem Gegenstande solcher Feiern würdig ist. Welch eine Fülle vaterländischer Werte bietet sich dazu dar aus dem großen Geschlechte dieses Krieges, an beglückenden Taten des großen und des kleinen Heldentums, an tiefstem Mitleiden und Mithöfen, an wackerem Mithöfen und Mithöfen zum endlichen Erfolg an der Front und in der Heimat, an edelstem Veldienst jeder Art im Felde, im Lazarett, in der Familie!

Wenden wir uns auch darüber klar, daß in jedem solchen Gemeinschaftsbewußtsein, das wir bei nationalen Feiern wecken, eine Gegenfährlichkeit gegen andere Völker mehr oder weniger gefühlt wird und gefühlt werden muß. Das liegt eben in dem, was Fichte als eine andere Spiegelung des göttlichen Geistes aus jedem Volksgebilde der Menschheit heraus bezeichnete. Wir deuteten es bereits oben an, als wir von „Christentum und Krieg“ sprachen. Ob sich andere Völker durch dieses Gefühl des Unterschiedes verletzt fühlen, darf für uns nicht maßgebend sein, wenn wir uns nur in unserm Gefühl wahrhaftig halten. Vor solchen Entgleisungen wie dem Sturmwind aus von Lehren gegen das den Franzosen anstößige Schanzenfest werden wir nach dem Kriege doch frei bleiben wollen. Allerdings muß es trübe stimmen, wenn künftig eine Schulbehörde einen fahlen sachlichen Bericht über Ergebnisse unserer kriegsgefangenen Kamerader Frauen deshalb vor Schülern geben zu lassen ablehnte, weil dadurch Hochempfindungen gegen England in den kindlichen Seelen geweckt werden könnten; daß vor allem Deutschempfindung daraus emporprießen müßte und würde, das scheint nicht so schwer in die Waage amtlicher Erwägung gefallen zu sein.

Die Schule ist und bleibt eine gewaltige Macht, die aus ihrem engen Raum weit hinaus erziehlisch wirkt in alle unsere Häuser hinein. Gerade dadurch, daß sie den Sinn für deutsche Werte jeder Art nach diesem Kriege noch bewußter pflegen wird als bisher, kann sie in der Zukunft unserm Volk auch in manchen Dingen helfen, die man wohl oft als kleinlich hinstellt, und die wir doch nicht unterlassen sollten; viele Reime, die jetzt unter dem Wetter des Krieges allerorten zu pfeifen beginnen, werden dann nicht wieder absterben und vergehen wie schon so oft, sondern weiterwachsen und gedeihen. Wenn wir



Unsere Marine in Westflandern: Altbewaffnung bei einer Artillerie-Übung. Nach einer Zeichnung des Sondergeheimers der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.



Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin.
(Hofphot. Ferd. Eich, Ludwigslust.)

war neben unmittelbaren Erläuterungen eine gedruckte Tafel ausgehängt, die unter der Überschrift: „Nationale Bedeutung der Seefahrt“ zehn geschichtliche Tatsachen verzeichnete und dann schloß: „Daraus folgt: Selbständige Völker können ihre politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit nur dann aufrechterhalten, wenn sie über freie Nachrichtsmittel verfügen.“ Das erschien angesichts dessen, daß doch auch Ausländer das Museum besuchten, einem deutschen Jugend bildenden Herrn als bedenkliches Hervortreten nationaler Regungen an falscher Stelle. — So etwas sollte nach diesem Krieg doch nicht mehr möglich sein.

Wir müssen in unserem Volk zu tieferem nationalen Schauen und zu bewußtem nationalen Wollen kommen. Dazu wird dieser Krieg mit der Eindringlichkeit seiner Tatsachen Sprache uns helfen, wenn wir an ihn auf allen höheren Schulen — und als solche wird man sachgemäß alle diejenigen zu rechnen haben, die ihre Arbeit an der schon reiferen Jugend tun, vor allem also auch die Fortbildungsschulen — planmäßig die staatsbürgerliche Erziehung antkneipen. Hier ist nur eine Seite dieser Erziehung berührt worden; ein gleiches gilt aber für fast alle. Durch eine breite Behandlung dieses Krieges in der Schule ist eine geradezu einzigartig günstige Möglichkeit geboten, klare staatsbürgerliche Einsicht und gesundes staatsbürgerliches Streben zu wecken und zu stärken.



Großherzog Adolf Friedrich VI. von Mecklenburg-Strelitz.
(Hofphot. R. Knöfel, Neustrelitz.)

in der Schule auf eine saubere, von fremdem Tand befreite Sprache halten, so wirkt das unfehlbar auf die Familie zurück und schafft eine Verjüngung des deutschen Sprachgutes im ganzen Volk. Unmerklich geworbene Kinder pflegen gute Beobachter und eifrige Wächter zu sein. So können und werden uns bei richtiger Anleitung gerade in unserer Jugend auch fleißige Helfer bei der sprachlichen Säuberung unserer Geschäftsanzeigen und Straßenschilder entstehen. Sie werden auch dafür sorgen können, daß bei so manchem Bedarf des täglichen Lebens die Ware deutscher Herkunft und deutscher Bezeichnung den Vorzug vor andern findet, wenn nicht besondere Gründe für das ausländische Erzeugnis ins Gewicht fallen. Durch die Kinder endlich wird es auch am leichtesten erreicht werden, daß jede Familie ihre deutsche Fahne habe, und sei es auch nur ein bescheidenes Fähnchen, auf daß es mit feinen Farben in den festlichen Fahnenzügen der Häuser und Wohnungen eintrage, auf den ein nationalbewußtes Volk an nationalen Tagen halten sollte. Der schöne Gedanke, einen neu sich gründenden deutschen Hausstand deutsche Fahnen als Hochzeitsgabe zu bieten, scheint ja noch nicht weiter verbreitet zu sein.

Alle solche nationale Kleinarbeit, die von der Schule ausgehen kann, ist allerdings nur möglich, wenn die Lehrerschaft sich aufs freudigste aus eigenem innersten „Trieb zum Vaterlande“ ihrer heiligen Aufgabe hingibt, ein bewußt deutsches Geschlecht heranzubilden, und wenn sie selber auch in diesen Dingen im Kleinen treu ist. Wenn ein Glied unseres Volkskörpers durchaus frei sein muß von den Bestrebungen eines international verschwommenen Weltbürgertums, so ist das die deutsche Lehrerschaft; denn sie hat mit der Jugend unseres Volkes Zukunft in der Hand. Man braucht doch wahrhaftig deshalb nicht in Chauvinismus zu verfallen. Aber man soll auch nicht aus Angst vor dem Chauvinismus gegen berechnete nationale Arbeit voreingenommen denken und handeln. Ein lehrreiches Beispiel für solche abwegige Beurteilung nationaler Erziehungsarbeit sei hier mitgeteilt, weil es gerade durch die Möglichkeit seiner Prüfung an den Geschichtswissen dieses Krieges von Wert ist. In einem Museum, dessen ausgesprochene Aufgabe unter andern auch die Werbung und Förderung des Verständnisses für die nationale Bedeutung gewisser Tatbestände ist, waren verschiedene anschauliche Darstellungen über die Verteilung des Besitzes an Seetabellen auf die Welthandel treibenden Völker geschaffen, und dazu



Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha.
(Hofphot. W. Zint & Sohn, Gotha.)

Deutsche Fürsten im Felde.

Das Doppelantlitz des russischen Wesens.

Von Dr. Valerian Tornius.

Es gibt heute kein Volk unter der Sonne, das solche Extreme in sich vereinigt, wie das russische. Auf der einen Seite rückstolzer Despotismus, ausbeutende Beamtenwillkür; auf der anderen niedriger Knechtismus, vollkommene politische Indolenz. Hier Reichtum, Wohlleben, Luxus; dort Armut, Not und Elend. Hier Anarchismus, Nihilismus und andere zersetzende Anschauungen über das Staatswesen; dort bedingungsloser Glaube an die allein beglückende Autorität der zarischen Gewalt. Hier religiöser Skeptizismus, der sich bis zur Kirchenverachtung steigert; dort eine aus Mittelalter gemahnde Gottergebenheit und Frömmigkeit. Hier niedrige Instinkte und Leidenschaften wie Grausamkeit, Zerstörungswut, Veltedlichkeit; dort erhabene Tugenden: ein geradezu antiker Heroismus im Sterben, schier unerschöpfliche Kraft im Verzeihen und Vergeben können existenzieller Missetaten, Selbstergeben im Ertragen des Leides, Barmherzigkeit. Hier Analphabetismus, Aberglauben, Unbildung; dort wiederum ein kultureller Aufstieg zu einer Höhe künstlerischer Leistungen, die ihren Einfluß auf die gesamte zivilisierte Welt erstrecken, wie die Beispiele Dostojewski, Tolstoi es erweisen. Kurzum überall Extreme, überall die größten Widersprüche! Ja, es scheint fast, als ob dieses Volk nur aus Widersprüchen bestünde, als ob es nur in solchen Widersprüchen leben könne.

Selbst die einzelne Persönlichkeit des Russen ist widerspruchsvoll zusammengesetzt. Man sehe nur Tolstoi sich näher an, der, wie kein anderer russischer Dichter, das Wesen seines Volkes verkörpert. Als Künstler ist er der Verehrer des hohen Idealismus, der Dichter der Menschheitsliebe, der Verkünder des menschlichen Leides, der unzerstörbaren menschlichen Unschuld und ihrer unaussprechlichen Vergewaltigung auf dieser Erde. Der Denker Tolstoi steht dagegen in vollem Widerspruch zu dem Dichter Tolstoi. Der Denker hat nicht nur die Liebe zu der Menschheit verloren, nein, er verachtet sie sogar, d. h., mit anderen Worten ausgedrückt, er will durchaus den Menschen zur Befolgung seines Sittensbuchs zwingen, widrigenfalls er ihm mit seiner Verachtung droht. Der Dichter Tolstoi ist liberal, tolerant, kennt keine nationalen Unterschiede, kennt nur Menschen, während der Denker Tolstoi sich als radikaler Nationalist offenbart, der die ganze Menschheit zu einer einzigen russischen Bauern-



Strandwache. Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Adolf G. Böding.



Am Nordseestrand.



Im Anschlag.

Unsere Marine in Westflandern. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.



Schanzengrab in den Dünen.



Gefechtsordnanz.

Unsere Marine in Westflandern. Nach Zeichnungen unseres Sonderzeichners Fritz Grottemeyer.

gemeinde machen möchte. Und liegt nicht auch darin ein ungeheurer Widerspruch, daß der ehemalige Revolutionär Peter Kropotkin, der das russische Regime glühend hakte, nun auf einmal — wie der schwedische Soziologe Gustaf Steffen in seinem sehr lebenswerten Buche „Krieg und Kultur“ mittelt — in dem despotischen Rußland das für „Demokratie und Freiheit“ kämpfende Land erblickt? — Wir erleben hier die gleiche Erscheinung wie bei Tolstoi: der Denker äußert sich ganz anders wie der Dichter, d. h. in weiterem Sinne, der fühlende Mensch oder, besser gesagt, der Theoretiker des Anarchismus verläßt völlig hinter dem plötzlich zu starkem Nationalbewußtsein erwachten Menschen. Dies zeigt aber nur, daß Kropotkin selbst in seinem siebenunddreißigjährigen Exil seine Doppelnatur nicht aufzugeben vermocht hat. Sie wirkte immer in ihm, und als das Exordium an ihn herantrat, da brach das eine Extrem ebenso leidenschaftlich in ihm durch wie früher das andere.

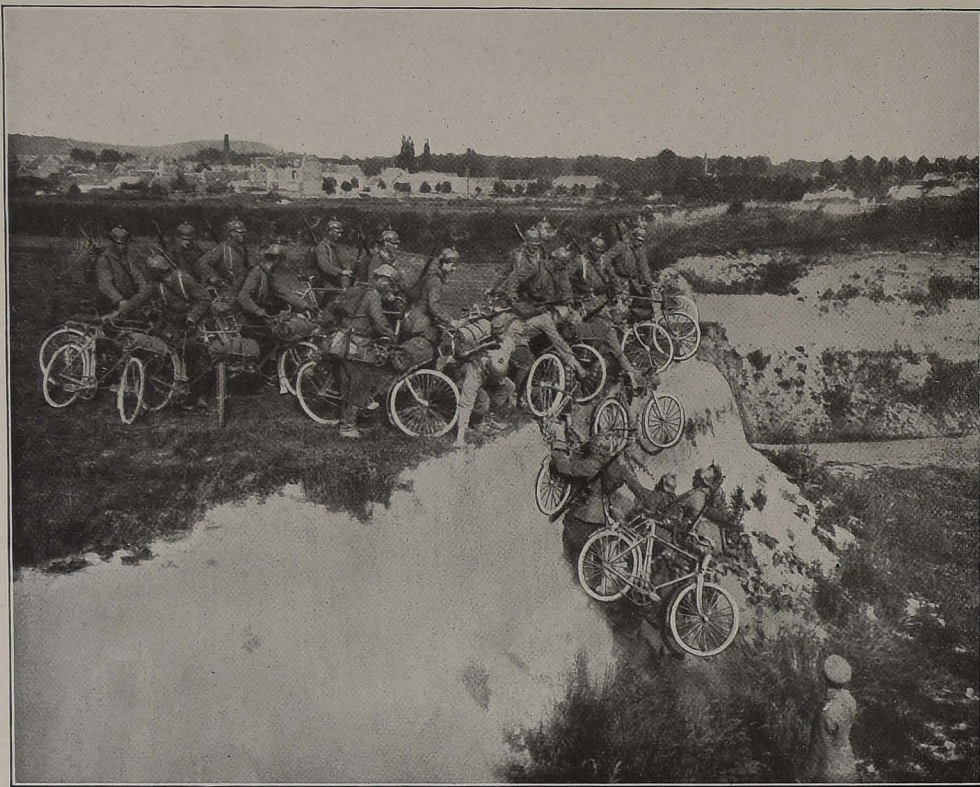
Aber fragen wir uns, wo die psychologische Ursache dieser Eigentümlichkeit des russischen Volkes zu suchen ist. Die Antwort fällt nicht schwer: sie liegt in der Übermacht des Gefühlslebens. Es steht unzweifelhaft fest, daß der Russe über eine außerordentliche Reizbarkeit des Gemütes verfügt. Er vermag die Dinge nur mit dem Gefühl zu erfassen. Das trifft auf sämtliche russische Dichter zu. Eine Verstandeskultur in dem Sinne, wie das westliche Europa sie erzeugt hat, besitzen die Russen nicht. Sie haben auch keinen Philosophen, der ein einigermaßen brauchbares System hervorgebracht hätte. Alle ihre philosophischen Schriften sind entweder kompilatorisch, aus deutschen, englischen und französischen Denkern zusammengesetzt, oder aphoristisch im Sinne von Sammlungen verstreuter Geistesblitze oder auf das Gefühl bezogene und aus dem Gefühl geschöpfte Dogmata. Daß ein Gefühlsmensch leicht zu Extremen neigt, ist eine allbekannte Tatsache. Der Gefühlsmensch vermag selten eine Mittelstellung einzunehmen, die meistens, wie jeder Liberalismus, ein Resultat reiflicher Überlegung ist. Daher kommt es, daß der russische Volksharakter, sobald er zur Herrschaft gelangt, den Despoten herauskehren, im entgegengegesetzten Falle sich zum devotesten Sklaven herunterdrücken lassen kann. Dadurch wird es begreiflich, daß neben so viel äußerem Glanz das tiefste Elend einhergeht, daß neben so viel Robheit und Härte so viel Edelsinn und Größe besteht, daß es ungemein viele Zweifler, aber noch mehr wahrhaft Gläubige gibt. Und damit läßt sich auch der Zwiespalt in dem einzelnen erschließen, den der Impuls des Gefühls überwältigt und von dem einen in das andere Extrem treibt.

Wenn nun eine solche seelische Veranlagung dem russischen Volke eigentümlich ist, warum mühte sie dann notwendig zu einem so ausgeprägt widerspruchsvollen

Dualismus des russischen Wesens führen? Auch bei den romanischen Nationen hängt das Erfassen der Umwelt mehr vom Gefühl als vom Verstande ab, und doch hat die Entwicklung dort nicht solche Extreme gezeigt. Hier müssen wir die Geschichte zu Rate ziehen, denn sie allein vermag uns Auskunft darüber zu geben. Die Geschichte ist die Erzieherin eines Volkes, und der Methode ihrer Erziehung verdankt ein Volk schließlich seinen Charakter. Nun zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß die Geschichte für Rußland eine sehr schlechte Erzieherin war, indem sie die gefährliche Veranlagung des russischen Volkes zum Dualismus nicht hemmte, sondern im Gegenteil förderte. Die gesamte Geschichte Rußlands spitzt sich nur auf diesen Gegensatz der Extreme zu.

Die erste schlimme erzieherische Erfahrung, die dem russischen Volk in dieser Hinsicht zuteil wurde, war das zweihundertjährige Tatarenjoch. Hier liegt bereits der Kern zu dem großen Leid, das seitdem der unzertrennliche Begleiter Rußlands geblieben ist, liegt auch der Ursprung aller von Regierung und Bureaucratismus im Laufe der Jahrhunderte mißbrauchter Machtbefugnis. Hier begann sich jene unüberbrückbare Kluft zwischen dem offiziellen und inoffiziellen Rußland aufzutun, die jenes eigentümliche Doppelantlitz des russischen Wesens später schuf. Das furchtbare Erlebnis des Tatarenjochs bestand darin, daß es den indogermanischen Russen einen mongolischen Charakter aufzwang, teils durch Vermischung der beiden Völker untereinander, teils durch Übertragung der asiatischen Sitten und Anschauungen des Eroberers auf den Eroberten.

Die moskowitischen Großfürsten waren im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nur tributpflichtige Vasallen des tatarischen Großkhans. Gleichzeitig waren sie aber auch seine Beamten, denn sie erhielten von ihm das Recht, Steuern einzutreiben, und natürlich bekamen sie diese so hoch, daß genügend für sie übrigblieb. So wurde das Volk allmählich daran gewöhnt, in dem Großfürsten den Stellvertreter des Khans zu sehen. Dabei bemühte sich der Großfürst auf jede erdenkliche Weise um die Gunst des Khans. Vor ihm beugte er sich wie ein unterwürfiger Sklave, aber seine eigenen Untertanen ließ er die rohe Gewalt seiner Herrschaft fühlen. Da sich diese Art Stellvertreter der Regierung als ein äußerst rentables Geschäft erwies, so suchten die moskowitischen Großfürsten sie immer mehr zu befestigen. Dmitri, der Schlaueste unter ihnen, hinterließ seinen Söhnen sogar das Vermächtnis, daß sie in jedem Falle, auch wenn die Tataren aus Rußland verjagt werden würden, die Steuern weiter eintreiben sollten. Diese Bestimmung wurde denn auch von den Nachfolgern Dmitris treu und ausgiebig befolgt. So bildete sich schließlich jener ungeheure Beamtenstab aus, der im



Schnelle Überwindung eines Steilhanges.

Namen des Zaren das Volk bedrückte, es bis aufs Blut ausog und ins Elend stürzte; und so entstand jene große duldende Masse, die das Sklavenlos auf sich nahm und damit zugleich ein Dasein, das Leiden heißt. Das zweihundertjährige Tatarenjoch hatte das Volk so gedemüthigt, so an die Unterdrückung gewöhnt, daß es alle Kraft der Selbstbestimmung verlor und willig einer habgierigen Schar Gefolgschaft leistete.

Und dieser Gegensatz zwischen der Staatsregierung — zu der im weiteren Sinne außer Zar, Ministerium und Senat das mächtige Beamtentum gehört — und der Masse des Volkes, die an Zahl wohl zwanzigfach die erste Gruppe übertrifft, dieser Gegensatz zwischen dem offiziellen und inoffiziellen Rußland hat sich im Laufe der Jahrhunderte keineswegs gemildert, sondern im Gegentheil außerordentlich verschärft. Zwischen ihnen spielt sich der ganze politische Kampf ab.

Der Ausländer lernt ja nur selten das inoffizielle Rußland kennen. Obwohl der Wille in „Petrograd“ diktiert wird, und obwohl es außer diesem einen Willen keinen andern geben darf, so gibt es Tausende und Hunderttausende kleiner Willen, die — ganz nach dem Verfahren der moskowitzischen Großfürsten dem tatarischen Khan gegenüber — nach oben hin sich slavisch dem einen großen Willen unterwerfen, nach unten hin jedoch über den kleinen Kreis ihrer Untergebenen despotisch selbstherrschaftlich herrschen. So sieht jenes ruchlose, mit bewunderungswürdigem Raffinement und fabelhaft schlauer Rücksichtslosigkeit großgezogene bürokratische System aus, das in den Jahrhunderten so tief in das russische Volk hineingewachsen ist, daß es nunmehr einer Kiesenkraft bedarf, um dieses fehrnige Element aus dem Volkstörper loszureißen.

Allen Befrebungen eines geringen Teiles der Intelligenz, die große Masse von den Knechtsesseln des Bürokratismus zu befreien, stellt sich die Andolenz der russischen Bauernschaft als schweres Hemmnis entgegen. Es ist die fromme Ergebenheit, mit der alle Armut, alle Not, alles Elend von den Bauern ertragen wird. Diese hat schon nicht mehr den Charakter der Langmut und Geduld, sondern ist eine tief im Herzen wurzelnde

Überzeugung geworden. Der russische Bauer betrachtet sein Los als eine Schidung, in die er sich fügen muß. Grollt er auch im einzelnen der Willkür der Beamten, so tröstet er sich andererseits wieder damit, daß Zar-Väterchen schon seinen Zufall bestrafen werde, denn Zar-Väterchen könne ihm nur wohlgefallen sein, ist er doch von Gott eingesetzt und das Prinzip der Gerechtigkeit. Ein solcher regungsloser Fatalismus hat die neunzig Millionen Bauern eben zu jener politischen Gleichgültigkeit verurteilt, die das von freiheitlicher Seite erstrebte Reformwerk so gründlich erschwert, wenn nicht gar ausichtslos macht. Solange dieser Zustand anhält, wird man kaum eine Besserung der Verhältnisse in Rußland erwarten können. Ehe nicht die Erkenntnis der Vergewaltigung durch Regierung und Bureautratie zu einer allgemeinen tieferen Überzeugung der Bauernschaft sich auswächst, eher wird das russische Wesen sein Doppelantlitz nicht verlieren.



Bayerischer Radfahrer, fertig zum Marsch.

Unsere Radfahrer-Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Lille als Erholungs- und Etappenstation für die deutschen Truppen in Nordfrankreich: Blick auf den Großen Platz mit der Säule zur Erinnerung an die Belagerung von 1792.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: In einer Geschütz-Reparaturwerkstätte. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Professor Hans v. Hagen.

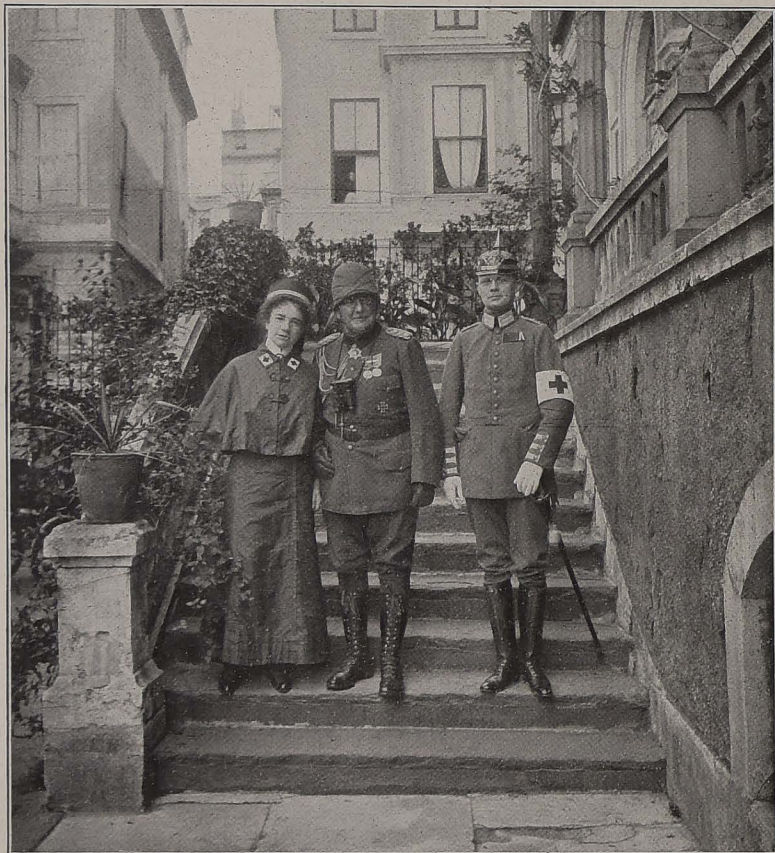
Die Deutsch-Osmanische Sanitätsmission.

Unter allen türkischen Krankenhäusern und Hilfsklospitälern, in denen im Schutz des Roten Halbmondes und Kreuzes Berufsärzte, Pfleger und Personen, die getrieben von Menschenliebe und Barmherzigkeit, sich der Sorge um die Verwundeten widmen, macht das Feineb-Kamil-Krankenhaus wohl den freundlichsten und — wenn dieses Wort am Platze ist — den elegantesten Eindruck. Es liegt auf kleinasiatischem Boden zwischen dem alten Türkenstädtchen Sütari und dessen weltberühmtem Friedhof, auf dem im Dunkel hundertjähriger Cypressen tausende Osmanen schlummern, auf dem zwischen Gräbern und den ehrwürdigen alten Stämmen glutäugige, heißblutige Zigeunermädchen in grellfarbigen Gewändern lauern, wo allerhand lichterliches Gefindel Unterschlupf findet, und wo in hohen Wipfeln der Totenvogel in schwarzen Massen baut.

Dieses Krankenhaus ist der Stützpunkt der Deutsch-Osmanischen Sanitätsmission. Wer sich ihm zum erstenmal naht, glaubt in dem prächtigen einstöckigen Bau mit den hohen Fenstern



Krankensaal in der armenischen Schule zu Sütari.



Besuch bei Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz-Pascha.



Vor dem Komat der Schwestern.

und marmornen Treppen einen vornehmen Herrensitz zu sehen, der im Schatten breit ausladender Zedern zwischen herrlich duftenden Rosen sein verträumtes Dasein führt. Trotzdem ist das Haus aber von Anfang an als Hospital gedacht. Es ist eine Stiftung der ägyptischen Prinzessin Zeineb, einer Tante des gegenwärtigen Großwesirs, die an der Seite ihres Gemahls in einer stimmungsvollen Färbung (tempelartiges Grabgebäude) im Garten beigesetzt ist. Bis zum Ausbruch des gegenwärtigen Krieges war das Feineb-Kamil-Haus eine Frauenklinik, die ihre Tätigkeit einstellen mußte, weil die zu ihrem Unterhalt benötigten Mittel von den in Ägypten lebenden Erben nicht mehr geschickt werden konnten. Als gegen Ende des April die bereits genannte Mission in Konstantinopel eintraf, wurde es ihr mit Genehmigung des Großwesirs von dem Chef des türkischen Militär-Medizinalwesens, Dr. Zuleiman Numan-Pascha zur Verfügung gestellt. Mit dieser Maßnahme hatte die Behörde nach zwei Seiten hin gewirkt. Die Mission hatte ein schönes Hospital, in dem sie nach Belieben



Eine Gruppe Schwerverwundeter.

Sanitätsrat Dr. Meier-Charlottenburg (der nach Deutschland zurückgekehrt ist und durch eine andere Kraft ersetzt werden soll), Dr. Wschheim-Charlottenburg und Dr. Schwalbe-Charlottenburg, übernommen. Schon am Tage darauf erfolgte die Aufnahme einer größeren Zahl von Verwundeten, und bald war nicht allein das ganze Haus belegt, sondern auch zwei nicht sehr weit entfernt liegende Schulgebäude mußten ebenfalls zu provisorischen Lazaretten umgewandelt werden. Sie sind als Zweigunternehmen zur Unterbringung Leichtverwundeter dem Feineb-Krankenhaus angegliedert, werden von der Mission mit dem nötigen Material versorgt und von deren Ärzten regelmäßig besucht.

Da das Feineb-Kamil-Haus im wesentlichen mit Bedarfsmaterial versehen war, die Mission daher einen Teil ihres Personals und Materials entbehren konnte, wurde der Gedanke rege, von hier aus der Gruppe Unterzuchtigung zuzunehmen zu lassen. Herr v. Trübschler schickte sich daher am 1. Mai mit einem Teil seines Personals und der für ein Feldlazarett nötigen Einrichtung auf

schalten und walten konnte. Das in diesem aber noch lebende Personal, bestehend aus dem Hofsch, dem Apotheker, Sekretär, Gärtner, zwei Sanitätsgehilfen und sieben österreichischen, dem Orden der katholischen Barmherzigen Schwestern angehörenden Pflegerinnen, wurde mit einem Male aus seiner täglich unangenehmeren Lage befreit. Es mußte bei Ausbezahlung seiner bisherigen Bezüge mit übernommen werden, was für die Mission wiederum zur Folge hatte, daß für das eigene Personal in der Nähe gelegene Wohnungen gemietet werden mußten.

Die Deutsch-Osmanische Sanitätsmission ist ein Privatunternehmen, das durch Beiträge edler Menschenfreunde erhalten wird, und das sein Entstehen Herrn Trübschler v. Pfaffenheim, Hauptmann im Kaiser-Alexander-Garderegiment, zu danken hat. Herr v. Trübschler traf mit seinen Ärzten, zwölf Schwestern des Zehlendorfer Diakonissenvereins, drei Pflegern und einer bis ins kleinste durchdachten Lazaretteinrichtung und dem dazugehörigen Sanitätsmaterial gerade ein, als der erste große Verwundetentransport aus Gallipoli Konstantinopel überflog. Am 28. April wurde das Feineb-Kamil-Haus von drei Ärzten der Mission, den Herren

dem „Edramit“ ein, um sich im Gefolge eines in die Dardanellen abgehenden Geschwaders dem Hauptquartier zur Verfügung zu stellen. Die Fahrt war lang und beschwerlich. Die Unversehrtheit feindlicher Unterseeboote in den türkischen Gewässern und heftige Bombardements zwangen zur Vorsicht. Wiederholt mußte angehalten und umgekehrt werden. Inzwischen war vom Hauptquartier die Weisung ergangen, daß die Expedition sich mit dem Lazarettschiff „Gülne Hall“ nach Rodosto zu begeben, zuvor aber in ... Verwundete aufzunehmen habe. Wieder und immer wieder geriet das Schiff in Gefahr und mußte seine Fahrt unterbrechen. Am 5. Mai bei Einbruch der Dunkelheit ging der „Gülne Hall“ mit abgeblendeten Lichtern weiter. Bei vollständiger Finsternis, die nur ab und zu durch die eigenen und die feindlichen Scheinwerfer durchleuchtet wurde, nahm er 350 Verwundete auf, verließ gegen Mitternacht unter Vollampf die Gefährzone und nahm am nächsten Tag den Kurs auf Rodosto. Am 5. Mai war Rodosto erreicht, und in feierhafter Arbeit wurde hier das Dr. Gundelfinger unterstellte Stappenlazarett errichtet.

Wie in allen Lazaretten, in denen Deutsche wirkten und schafften, fühlen sich auch in den Lazaretten von Rodosto und Sütari die Verwundeten überaus wohl und geben ihrer Dankbarkeit in der kindlich-naiven Art des türkischen Volkes Ausdruck. Sie bemühen sich, deutsche Worte zu behalten, sich in die ihnen gänzlich ungewohnten Anordnungen zu fügen und gehen gern auf kleine Scherze ein. Die meisten von ihnen sind junge Burken aus dem tiefsten Anatolien und Arabien, die gewohnt sind, sich ihr Lager auf dem Boden auszubreiten und noch nie in einem Bett geschlafen haben. Man kann sich daher denken, mit was für erstaunten Augen sie die zierlichen, weißlackierten eisernen Bettgestelle des Feineb-Kamil-Hauses betrachten, auf denen sie sorgfältig gebettet sind. Des Neuen und Unerwarteten gibt es überhaupt auf beiden Seiten genug zu schauen — bei den türkischen Soldaten und ihren deutschen Freunden. Die braunen Jungen, die von ihren Müttern an viele Zärtlichkeitsbeweise gewöhnt worden sind, lassen sich das tröstende Streicheln mitleidiger Frauenhände gern gefallen. Wahrscheinlich bilden sich manche ein, schon im Paradies zu sein, wohin die gefallenen Helden, die „Schehid“, alle kommen, und wo die schönsten Frauen eigens da sind, um sie zu bedienen. Auch die Deutschen wundern sich über vieles. Wie ihre Pfleger selbst bei schweren Verwundungen, anstatt ruhig zu liegen, am liebsten in ihren Betten hocken, daß sie sich gleich Kindern über jede Kleinigkeit freuen, wie

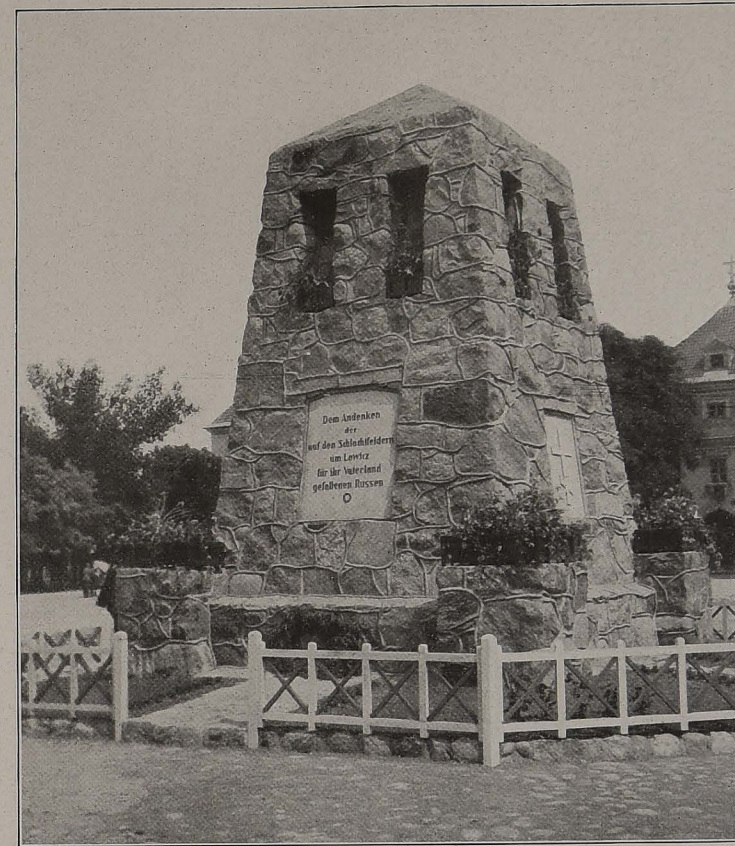
sie manchmal sogar nach echter Kinderart mit dem zärtlich an die Brust oder die raue Wange gepreßten gesenkten Gegenstand friedlich einschlafen. Am meisten fehlt sie aber doch die Genügsamkeit hinsichtlich der Ernährung in Estanen. Gutes Brot und frisches Wasser verlangt der

ist ja gar kein Krieg,“ hat leithin ein Verwundeter gesagt, „wir haben ja keinen Hunger, sondern so viel zu essen, wie wir wollen.“ Dagegen verzichtet sowohl der gesunde wie der kranke Soldat nur schwer auf seine Zigarette. Sie ist ihm unter allen Liebesgaben die erwünschteste. Aber auch eine Schüssel Joghurt oder einige Bonbons, und sind diese in den Zipfel eines schönen, rot oder gelb gemusterten Taschentuchs geknüpft, um so besser, sie lassen ihn für Sekunden selbst den brennendsten Schmerz vergessen.

Befamntlich üben diejenigen Unternehmungen den größten Einfluß aus, die in der Weltabgeschiedenheit der Kleinstadt Würzel schlagen. Deshalb hat auch die Gründung des Herrn v. Trübschler in kurzer Zeit eine erstaunliche Popularität erlangt. Die Bevölkerung, unter der es schnell bekannt geworden ist, wie gut man es bei den „Alemanlar“ (Deutschen) hat, kommt mit ihren Kranken von weit und breit, um für sie Heilung und Trösel zu erbitten.

Im Feineb-Kamil-Haus wurde leithin auf den Wunsch einer armen Frau ihr kranke Schöngin aufgenommen. Wie groß nun der Einfluß ist, der von dem Krankenhaus ausgeht, beweist folgender prägnanter Vorfall. Dem Jungen wurden Sonnenbäder verordnet. Als die beehrte Mutter sich neulich nach seinem Befinden erkundigen wollte und ihren Sprößling im Namsstadium erblickte, wollte sie ihn in ihrer Empörung sofort mit sich nehmen. Denn wenn die Deutschen ihm nicht einmal Alender geben können, wäre er bei ihr doch besser aufgehoben. Die brave Anatolierin hat sich aber eines Besseren belehren lassen und schwört jetzt auf die Methode der deutschen Ärzte.

Durch derartige Vorkommnisse wird die Mission in ihrer schon anfänglichen Absicht, eine Kinder- und Frauen-Klinik zu eröffnen, immer mehr bekräftigt. Denn weiter wie Ärzte fühlen sehr gut, daß das Vertrauen und der Glaube an das deutsche Können, die auch in den weitesten Kreisen des kleinen Volkes Würzel fassen müssen, der festeste Kitt für die deutsch-türkische Freundschaft sind und in wirksamster Weise jeder ferneren Kulturarbeit die Wege ebnen. Die Durchführung der Pläne der Deutsch-Osmanischen Sanitätsmission ist aber nicht leicht. Die pekuniären Anforderungen, die an das Unternehmen gestellt werden, sind eben groß. An die Ausführung der Errichtung einer Poliklinik kann daher erst dann gedacht werden, wenn für die Kriegsverwundeten alles Erforderliche da ist. Dazu bedarf es aber großer Mittel, die hoffentlich bei der Wichtigkeit der humanitären, der kulturellen und der politischen Aufgaben, die diese Krankenhäuser zu erfüllen haben, diesen von neuem gespendet werden. Frau Elfriede Grunwald.



Wie die „deutschen Barbaren“ ihre tapferen Feinde ehren: Ein für die bei den Kämpfen um Lowitz gefallenen Russen in dieser Stadt errichtetes Kriegerdenkmal.



Deutsche Dragonerpatrouille im Hof eines russischen Schlosses in Polen vor dem Ausritt. Rechts eine mit Verwundeten und Pagen der Pferde beschäftigte Abteilung. (Phot. Leipziger Presse-Bureau.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Zur gegenwärtigen großen Offensive auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Auf dem Bahnhof einer deutschen Etappenstation in Russisch-Polen. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Felix Schwormstadt.

In schwerer Zeit. Skizze aus Estland von E. Albrecht-Doussin.

Wollt ihr die Wölfe heulen hören?“ fragte Frau Edda mit ihrer weichen Stimme.

Gottfred schnellte auf, daß die wunderschöne Kathedrale aus Bauklötzchen polternd zusammenstürzte auf seinem kleinen Tisch.

Die Mutter hob den stopfenden Kola, samt seinem Rosinenwecken, vom Teppich auf den linken Arm. An die rechte Hand nahm sie Gottfred, der ihr mit dem goldigen Scheitel schon bis zur Brust reichte.

„Kommt, die Wölfe heulen hören —“

Wie zu sich selber sagte sie es, die Tür zur Küche aufstoßend.

Singend saß die Magd neben dem riesigen Ziegelkamin. Sie putzte Kupfergeschirr und bespiegelte sich das Gesicht in dem feurigen Glanz.

Aber sie hörte auf mit Singen und Putzen, als die junge Baronin hell und schlank, den Kopf umsteckt mit ihren goldig blonden Zöpfen, in den kleinen Ohren glitzernde Sternchen, mit ihren Kindern durch die schwarze Küche ging.

„Guten Tag, Hannu!“ sagte Gottfred ritterlich. Im Vorzimmer steckte die Mutter die Knaben in ihre Pelzchen.

Dann führte sie sie durch den verschneiten Apfelgarten hinter dem Haus bis zum Staketzaun.

Eine hölzerne Laube drückte sich hier zitternd in den Winkel, der Wind fuhr ihr durch alle Gitter. Man sah es ihr nicht mehr an, wie bunt umblühte, wie leuchtend und duftend in Phloxfülle sie sommers hier gepunktet hatte.

Der Schnee trieb an gegen Laube und Zaun, als wollte er alles begraben, was noch dunkel war.

Vom Thuddohochmoor kam scharf und hell und die Haut nadelnd der Wind gepfiffen.

Und der Wind brachte Töne mit.

Aber das war nicht das Heulen eines Wolfes. Die Füchse bellten im Aspengehölz und den verfilzten Legföhrenbeständen. Der Hunger stieß sie an die Gutshöfe heran. Der Hunger ist eine wilde Knote.

Gottfred hatte den Zaun erklettert. Er horchte gespannt mit witternd erhobenem Näschen.

„Ach“, machte er enttäuscht. Füchse bellten jeden Tag.

„Wo sind die Wölfe?“ fragte er herrisch.

„Sie sind noch nicht da“, sagte die Mutter. Ihre Blicke erstarrten in der weiß dämmernden Ebene.

Die pelzbehandschuhten Knabenhände rüttelten den Zaun: „Sie sollen kommen! Vater soll eine Wolfsjagd machen!“ Die Mutter antwortete nichts.

„Sieh mall!“ rief er, in das Feld zeigend. Dort schien sich der Schnee zu bewegen, beim starren Hinsehen in kleinen Klümpchen über die weiße Fläche fortzurollen.

Eine Kette Schneehühner.

„Ach — weiter nichts? Die Wölfe sollen kommen, Mutter!“

Das Kind überlegte sekundenlang. Und in einer nahegelegenden Ideenverbindung sagte es altklug: „Aber Vater ist in Reval, fünfzehn deutsche Meilen weit von uns, denkt mal.“

Die Mutter hörte ihn nicht. Sie blickte plötzlich, wie geblendet vom Schneelicht, vor sich nieder. Ihre Wimpern warfen zarte, dunkle Schatten auf die Wangen.

Man schrieb das Jahr 1858. Das erste Jahr der schweren Zeit, die über den deutschen Landadel in Estland ging, wo es in der Bauernschaft unablässig garte, die Ablösung der Bauerdienste und die Auflösung der Dörfer in Ansiedlungen der Bauern auf eigenen Besitz, der von den Rittergütern abgezweigt werden sollte, in der Luft lag.

Gottfred sprang zurück, daß ihm das glattgeschnittene Blondhaar aufstob und er auf die Hacken zu stehen kam und beinahe hintenüber in den Schnee gefallen wäre.

Er faßte die Mutter beim Arm. „Mutter, ist er jetzt schon unterwegs? — Schon bis Wesenberg vielleicht? — Mutter, ist er heim, eh es dunkel wird, und werden ihn unsre Bauern nicht sehen? Mutter, hör’ doch!“

Sie schüttelte den Kopf.

Sein feines, kleines, kühnes Gesicht rötete sich vor Eifer.

„Mutter, wo ein Wolf ist, sind auch zwei, sind gleich viele, ganz viele, fürchtest du dich? Mutter, hör’ mich doch!“

„Vor diesen Wölfen nicht“, sagte sie langsam.

„Und Vater schon gar nicht! Er hat Pistolen im Schlitten und doppelte Relaispferde. Die Wölfe können nicht schneller laufen als unsre Pferde, bloß länger. Mutter, fünfzehn deutsche Meilen fährt Vater in elf Stunden.“

Der Kleine auf ihrem Arm fing an zu weinen vor Kälte und Ungeduld. Er warf den zerkrümelten Wecken in den Schnee und riß mit beiden Händchen an seiner Kappe.

„Komm doch“, forderte Gottfred, „wir wollen lieber in die Gesindestube gehen zu den Merrimehed (Meermänner), nachher fahren sie schon wieder fort.“

Sie gingen zurück. Eine Schneefahne flog weiß und breitgebläht vom Dach des niedrigen, langen, gelbverputzten Hauses aus Sprotholz.

In dem überkuppelten Vorbau stockte Frau Eddas Fuß. Es zwang ihr das Gesicht noch einmal herum in den Hofraum zur Klete (Kornspeicher), wo die finnischen Schlitten, schon beladen mit Spiritusfässern, standen.

Stimmen kamen von dort.

Ihre Züge spannten sich, die leichten Augen gingen schmal zusammen in atemlosem Hinhorchen.

Da war der Kubjas (Schaffer) und der Schilter (Wächter) und Jan, der Gärtner — Janus Doppelkopf nannte ihn der Gutsherr wegen seiner Unaufrichtigkeit.

Und bei ihnen stand, die Daumen im Pelzriemen, ein Bauernwirt und verschwand, als er die Gutsfrau gewahrte.

Warum verschwand er?

„Komm doch, Mutter!“ drängte Gottfred und stieß und donnerte mit dem kleinen Fuß gegen die Glastür.

Über ihn hinweg öffnete die Mutter in tiefen Gedanken.

In der Küche ließ sie Kola von ihrem Arm gleiten und befahl Hannu, mit ihm in das Kinderzimmer hineinzugehen.

Gottfred stürmte ihr mit fliegendem Samtkittelchen voran in die Gesinderäume.

Dort beleuchtete die Deckenlampe das Treiben hoher, abenteuerlicher finnländischer Gestalten, der Merrimehed, die in ihren kleinen, charakteristischen Schlitten über das Meereis kamen, Spiritus auf den Gütern zu kaufen. Zwei Tage wurden sie dort gut gepflegt. Nicht ungefährlich war ihre Schlittenfahrt über den Finnischen Meerbusen. Klaffen und Sprünge mußten oftmals weit umfahren werden, wenn die mitgeführten dicken Bohlen nicht genügten, eine rasche Brücke über den Wasserspalt zu schlagen.

Diesmal hatten sie einen jungen Seehund mitgebracht. Gebraten lag er vor ihnen auf der Holztischplatte.

Die Mägde stellten ihnen Brot, Grütze und Strömlinge dazu. Ihren Grog würzten sie sich mit Pfeffer und gebratenen Zwiebeln.

Die ganze Nacht hatten sie getrunken, geraucht, Karten gespielt.

Gottfred rannte auf die Fensterbretter los. Dort hatten die Meermänner ihre Kompassse, Seestiefel, Pelze, Waffen, einläufige Flinten und Harpunen liegen; lauter Dinge, die ihm die Knabenaugen groß aufstrahlen machten.

Er wußte gar nicht, wohin und wonach zuerst greifen.

Die Mutter verwehrte es ihm. Aber die Begier ging mit ihm durch, und sie schlug ihm die raschen Hände.

Da fuhr Görans Troika auf den Hof. Die Bracke in ihrem stroh-umlegten Verschlag heulte freudig auf.

Die junge Baronin erglühte und erblühte wie eine Rose vor Freude. Sie eilte ins Vorzimmer.

Der Platz vor der Klete war wie leergefegt, als der Gutsherr aus dem Schlitten stieg.

Sie half ihm aus den Pelzstücken, warf sie beiseite und hing die Arme um seinen Nacken.

„Oh, Görän! Du bist da“, sagte sie mit einem kinderfrohen, lieblichen Lächeln. Sein Schnurrbart war eine gefrorene Kruste, doch sie

zog ihm den Kopf nieder und drückte warm und rot ihre Lippen hinein und spürte die Eisluft seiner Kleider wie einen unnennbaren Schutz.

„Ist etwas geschehen, Liebe?“ fragte er an ihrem Mund.

Sie schüttelte den Kopf. Aber eine nervöse Bewegung zitterte ihr um die Nasenflügel.

„Edda?“ Er hob ihr Kinn, blickte ihr mit forschender, ruhiger Innerlichkeit in das junge Gesicht. „Edda, es ist doch etwas geschehen!“

„Nicht bei uns“, wich sie aus.

Sollte sie ihm das liebe Hausglück gleich verdunkeln?

„Wo?“

„Auf Mella und Kundi, Görän.“

„Was — die Bauern?“

„Sie haben in Kundi den alten Freiherrn erschlagen wollen, Görän!“

Nun übermannte es sie doch. „Görän, sie kamen in Übermacht, da mag einer noch so stark und mutig sein, es hilft ihm nichts. Der alte Freiherr war so gut zu allen Leuten — wie Wölfe haben sie ihn überfallen; seine eigenen Diener standen ihm nicht bei.“

„Das Gutsein vergessen sie jetzt“, sagte Görän ruhig, „sie haben nur noch eins im Kopf, das Schlagwort: Los von der Fron! Ganz genau wissen die meisten nicht, was sie eigentlich wollen; ein Hetzer, hundert Schreier. Sie wollen nicht abwarten, was doch nur noch eine Frage der Zeit ist.“

Edda schlug dunkel die Augen zu ihm auf.

„Ich hab’ heut den Frauen das Garn abgewogen, und keine ist es sich holen gekommen.“

Görän bückte sich und küßte ihre Hände.

„Liebe!“ tröstete er.

„Ach, Görän, wollen wir nicht doch, ehe es zu spät ist — —“

„Um Hilfe schreien?“ vollendete er mit leisem, lächelndem Spott.

Um Eddas Mund zuckte es leidenschaftlich, aber sie sagte nichts mehr. Ja, das war Görän: stark, trotzig, verwegen!

„Ich bin müde und hungrig; kann ich etwas zu essen haben, Edda?“

Sie ging in die Küche.

Und während er im Schlafzimmer die Pelzstiefel vertauschte, trug Hannu zu dem runden Eßtisch am Kachelofen eine heiße Weinsuppe, Brot und kaltes Schneehuhn. Eine Kanne brausenden Met setzte sie auf das eingemauerte Büfett.

Aber Edda kam und machte sich am Samovar zu schaffen und zog die Lampe tiefer über den Tisch, damit er alles fände, wie er es gern hatte.

Dann setzte sie sich ihm gegenüber. Aber sie aß nicht. Unter dem Tischtuch faltete sie die Hände auf den Knien.

Görän erzählte von seinen Geschäften in Reval. Ruhig, knapp und zuweilen mit einer humoristischen Wendung erzählte er.

Sie horchte mit gekrausten Brauen, mit gesenkten Lidern, aber nicht auf seine Worte. Hinaus in den Hof und hinein in sich selbst lauschte sie.

Etwas in ihr wollte sich zu einem heißen, festen Wollen auswachsen, aber es wurde noch dumpf beunruhigt von zweifelnden Fragen über die volle, unerbittliche Notwendigkeit.

Der Verstand warnte hier — und befahl dort, befahl drohend, gebieterisch.

Man hörte, wie der große Kachelofen vom Flur aus frisch gefeuert wurde.

Man hörte die Finnländer vom Hof fahren, Janus Doppelkopfs weisende Stimme und darauf lastende Stille.

Und in diese Stille hinaus zwang es die junge Frau wie mit suggestiver Macht.

„Verzeih, Görän, Kola schreit hinten im Kinderzimmer“, sagte sie zur Erklärung für ihr Aufspringen.

Ehe er noch widersprechen konnte, hatte sie die Türklinke in der Hand.

Regungslos, in den dunklen Schutz des Gemäuers gedrückt, überspätete sie den vom Schnee schwach erhellten Hof.

Ein Pferd wieherte. Nichts sonst. Nichts? Drüben, in der Richtung der Badstube, die Schattenrisse menschlicher Gestalten.

Ihre Augen weiteten sich. Ihr war, als träte ihr Feuer hinein, so konzentrierte sie den Blick.

Da riß der scharfe Luftzug zwischen Badstube und Klete einem Männermund trunkene Worte fort: „Niemand schonen . . . Aber nicht eher, als bis die Lampe in der Schlafstube ausgelöscht ist . . . Was? Ja, die Kinder auch —“

Ihr Gesicht war wie versteint. Sie atmete mit offenen Lippen.

Wölfe, Wölfe. Jawohl: schläft der Herr, schlafen die Pistolen!

Mit einem Male ging ihr der Kopf in den Nacken mit trotzigem Ruck.

Sie ging wieder hinein zu Görän: „Du, ich habe noch zu ordnen in den Gesinderäumen, wir werden also das Garn wieder verwahren. Da

du müde bist, wirst du bald zu Bette gehen; Görän, lösch’ mir die Lampe nicht, bis ich nachkomme!“

„Gut, gut“, sagte er, und dann, mit einem Lachen in den Augen: „kleine, liebe, feige Frau du!“

Auch ihr irrte ein Lächeln um die Lippen.

Sie half Hannu die Kinder zu Bett bringen.

Dann stellte sie die vollgefüllte Lampe auf den niedrigen Frisiertisch zwischen den Fenstern und ließ die weißen Rollgardinen herab.

„Du kannst jetzt gehen, Hannu“, sagte sie.

Nun riß sie in Hast und Eile Pelzjacke, Schal und Mütze aus der Garderobe und schlich durch die hintere Haustür nach dem Pferdestall. Die Knechte aßen jetzt. Niemand sah sie. Rot stach die Stallaterne durch den scharfen Dunst.

Sie halfterte ihr gewohntes Reitpferd ab, sattelte es, führte es durch den Hofschnee am Gartenzaun hin auf den verwehten Weg nach Wesenberg.

Jetzt saß sie auf, gebrauchte die Gerte und jagte davon.

Es war kein Wind mehr. In schimmerndem Silbernebel hing der Mond über dem Legföhrengehölz, alle Wege und Weiten öffnend, alle Dickichte leuchtend, es gab kein Dunkel mehr in dieser seltsam hellblau-silbernen estnischen Mondwinternacht.

Krachend zersplitterte der Pferdehuf das hohle, dünne Blau eis der eingetrockneten Moorpfützen. Schnaufend dampfte der Atem aus den geblähten Nüstern, sonst nicht Laut, nicht Leben weit umher.

Sie galoppierte dahin, Gott im Herzen, Gott auf den Lippen, in einem fast ekstatischen Mut. Vor ihren Augen stand das friedliche Bild der großen, niedrigen Schlafstube mit der brennenden Lampe auf dem Frisiertisch zwischen den glitzernden roten Kristallgeräten.

Die Lampe wird brennen . . . brennen. Die Bauern in der Badstube werden warten . . . warten . . . sich auf die Pritschen werfen . . . Brantwein trinken . . . einschlafen. Wieder das Haus umschleichen, warten, trinken, einschlafen. Und inzwischen ist sie zurück mit der Kosakeneskorte des Hakenrichters von Wesenberg.

Im Krug von Titters klopfte sie den Wirt heraus, wechselte sie das zitternde Pferd.

Und weiter —

Als die Hufe des Wesenberger Pflaster klappten, warf die Turmuhr elf blanke Töne dem kleinen Städtchen auf die verträumten Dächer.

Als die Baronin zwischen trappelnden Kosakenpferden den Heimritt antrat, war es zehn Minuten später.

Zwei Uhr.

Görän erwachte. Er setzte sich steil auf und starrte wesenlos auf Eddas unberührtes Bett.

Die Lampe brannte.

Unter seinem weißen Wiegenvorhang rief Kola energisch nach Milch. Seine Beinchen hoben strampelnd das Deckbett, kamen in ganzer, runder, rosiger Kindlichkeit zum Vorschein.

Görän sammelte seine Gedanken, die in Schlaf und Traum zurückfallen wollten wie seine Glieder.

Und hörte draußen Geräusche, Geräusche, die noch nicht dem Morgen angehören konnten.

Pferde hörte er — und Stimmen.

Edda! Es durchfuhr ihn. Er wurde blaß.

Im Moment warf er sich in die Kleider, griff er zur Pistole und Laterne, die ihm immer erreichbar waren, und eilte hinaus.

Der Schlüssel schrie im Haustürschloß, der Querbalken wuchtete zurück. Er trat in den Hof. Und stand wie erstarrt.

Der weite Raum war durchfahren von Laternen. Und — nein, das ist keine Halluzination! Kosakenplehts klatschten —

Kosakenplehts droschen Strohbündel vor der offenen Klete —

Und die Strohbündel hatten Stimmen, ächzende, sehr lebendige, sehr menschlich fluchende.

Der Hakenrichter machte, gleich an Ort und Stelle, den Empörern kurzen Prozeß, indem er sie einfach gehörig durchprügeln ließ.

Aber der Baron brauchte eine Weile, bis ihm der Vorgang vollkommen klar war.

Edda — Edda hatte —

Das Gesicht wurde ihm langsam heiß, und heiß und kalt ging es ihm über den Rücken.

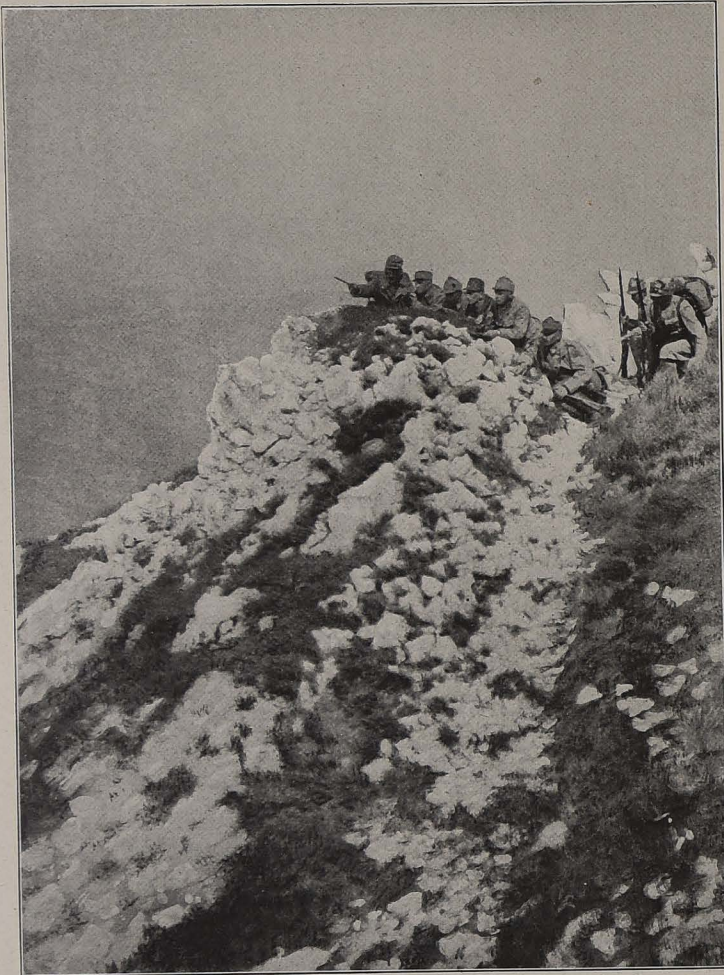
Da löste sich aus der ungewissen Beleuchtung ein blonder Frauenkopf. Da lag sie ihm schon mit einem schluchzenden Laut im Arm.

„Du“ — rief er dumpf und hob sie empor und preßte sie an sich, und seine vor innerer Bewegung kargen Worte wurden zu einem Stammeln unter seinen Küssen.

Kriegschronik.

18. Juni 1915. (Fortsetzung.)

Beiderseits Tarnograd warfen die verbündeten Truppen in der Nacht den Feind gegen den Tanew-Abchnitt zurück. Die anderen Armeen des Generalobersten v. Madenfen haben die geschlagenen Russen bis in die vorbereitete Grodet-Stellung (Linie Narot-Miaslo-Magierow-Wereszka-Bach bis zur Einmündung in den Dniestr) getrieben. Die zwischen dem unteren San und der Weichsel stehenden russischen Kräfte wichen an mehreren Stellen zurück. Ziganow und die Höhen nördlich des Ortes wurden genommen. Im Bezlande östlich Niemirow sowie in der Gegend bei Janow haben sich starke russische Kräfte gestellt. Südlich des oberen Dniestr mußten die Russen nach heftigem Kampf aus den Stellungen bei Witynia gegen Kolodrubny zurückweichen. Die Scharuppe der Armee Pflanzers wies gestern zwischen Dniestr und Pruth acht Sturmangriffe der Russen blutig ab. Der Feind, der verzweifelte Anstrengungen machte, um die österreichisch-ungarischen Truppen in die Bukowina zurückzuwerfen, erlitt im Artilleriefeuer schwere Verluste und ging fluchtartig zurück.



Österreichisch-ungarische Offizierspatrouille im Karstgebiet. (Phot. H. Nieder.)

8 Offiziere, 1002 Mann wurden gefangen genommen, 3 Maschinengewehre erbeutet.

Bei Plava schlugen Dalmatiner Truppen die Angriffe einer italienischen Brigade ab.

19. Juni 1915.

Die Fortsetzung der Angriffe auf die deutsche Front nördlich Urras brachte dem Feinde weitere Mißerfolge: nördlich des Kanals von La Bassée wurde ein englischer Vorstoß mühelos abgewiesen. Mehrere französische Angriffe an der Loreto-Höhe, beiderseits Neuville und nordöstlich von Urras brachen zusammen. Einige früher verlorene Grabenstücke wurden vom Feinde gesäubert. Nordöstlich von Luneville wurde der von den Franzosen besetzte und besetzte Ort Embertment überfallen und genommen. Nach Zerstörung aller französischen Verteidigungsanlagen gingen die deutschen Truppen unter Mitnahme von etwa 50 gefangenen französischen Jägern in ihre alten Stellungen zurück. In den Vogesen wird noch an einzelnen Stellen des Festschlages gekämpft. Am Hilsenfließ wurden über



Feldmarschallleutnant Goisinger (x), der Führer einer starken österreichisch-ungarischen Heeresgruppe im Kampfe gegen Italien, mit seinem Stabe. (Phot. H. Gt.)

Der Krieg mit Italien.



Eine Gruppe österreichisch-ungarischer Offiziere bei der Beobachtung der italienischen Vorbereitungen zu einem Angriff auf die in die Karstfelsen eingeprengten Gräben unserer Bundesgenossen. (Phot. H. Nieder.)

200 Franzosen gefangen genommen. In der Gegend Szawle, im Dawina- und Sławanta-Abchnitt wurden russische Vorstöße abgewiesen. Südwestlich von Kattowiza machten die deutschen Truppen Fortschritte, das Dorf Woltowizna wurde im Sturm genommen. Im Ansturm gegen die zusammenhängende russische Verteidigungsstellung an und nördlich der Wereszka erliefen die Truppen der verbündeten Armeen Stellung um Stellung, Grodet und Komarno sind genommen. An der Nordfront wurde das südliche Tanew-Ufer vom Feinde gesäubert, Manow nach heftigem Kampfe besetzt. Südlich des oberen Dniestr schreitet der Angriff der verbündeten Truppen fort. Die Ostgruppe der Armee Pflanzers hat neue schwere russische Angriffe wieder blutig zurückgeschlagen. Ein gestern nachmittags wieder bei Plava angesehter feindlicher Angriff wurde schon im Keime durch Geschützfeuer erstickt. Im Tiroler Grenzgebiet wurden italienische Abteilungen, die gegen die Gebirgsübergänge östlich des Fassatales vorzugehen versuchten, allenthalben abgewiesen. Der erfolglose Angriff auf die Plateaus Folgaria und Lavarone wurde vom Feinde eingestellt.

20. Juni 1915.

Nördlich des Kanals von La Bassée und auf der Front nördlich Urras wurden mehrere feindliche Teilangriffe der dortigen Verbündeten blutig abgewiesen. In den Vogesen wird Münster von den Franzosen heftig beschossen. Erneute feindliche Angriffe im Festschlage und südlich waren erfolglos.

Russische Angriffe in Gegend Szawle und Augustowo wurden abgeschlagen. Deutsche Vorstöße kleiner Abteilungen führten zur Wegnahme der feindlichen Vorstellungen bei Budt Przysiet und Zalesie (östlich der Straße Pralmyz-Myszywiec).

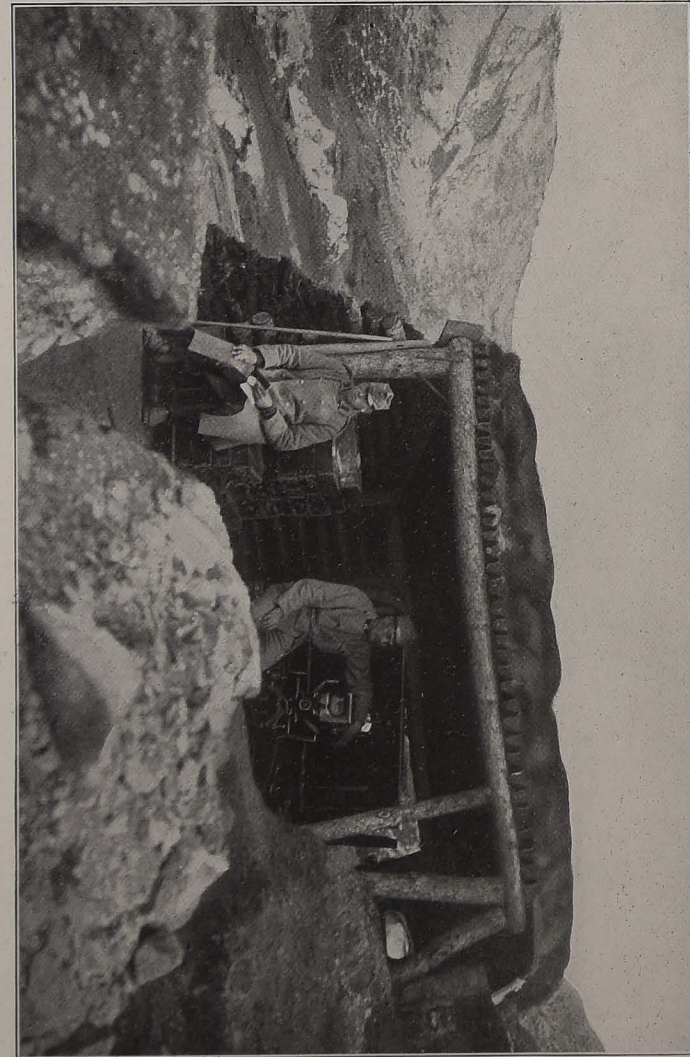
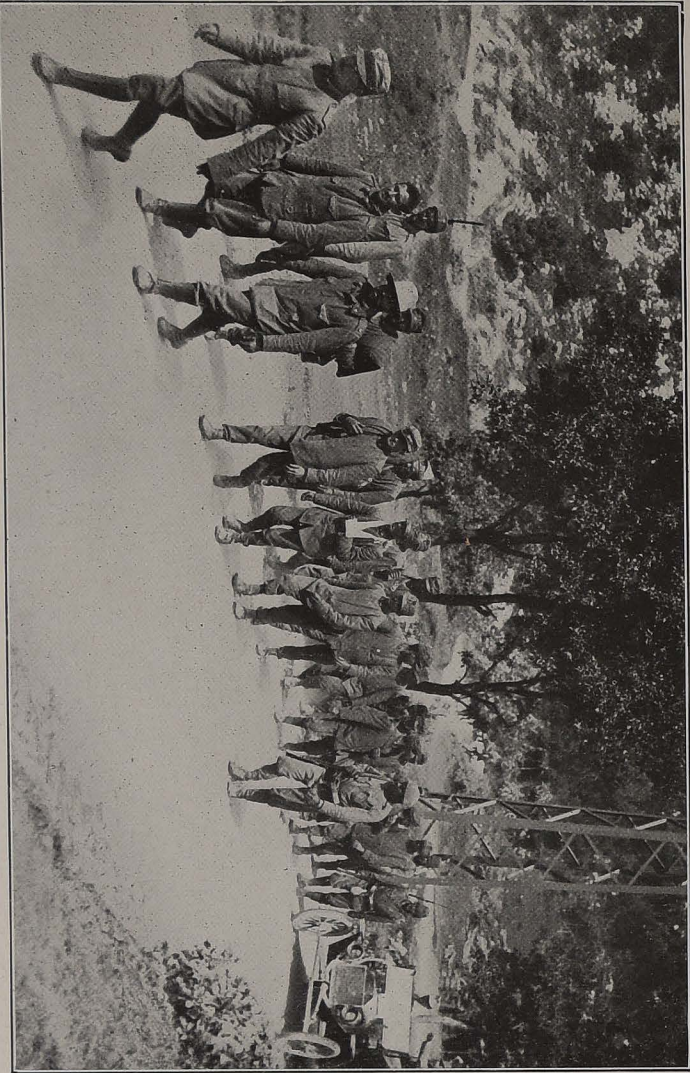
Südlich der Pilica nahmen Truppen des Generalobersten v. Woytsch in den letzten Tagen mehrere feindliche Vorstellungen. Die Fortsetzung der kraftvollen Offensive der verbündeten Armeen führte gestern in der Schlacht bei Magierow-Grodet zu einem neuerlichen vollen Siege über die feindlichen Armeen. Nach der Forcierung des San und nach der Wiedereroberung von Przemyśl erzwangen die Erfolge der verbündeten Truppen in der Durchbruchschlacht zwischen Lubaczowka und dem oberen Dniestr am 15. Juni den weiteren Rückzug des mittlerweile durch Heranführung zahlreicher Verstärkungen wieder schlagfertig gewordenen Feindes. Er wich damals unter schweren Verlusten in östlicher und nordöstlicher Richtung zurück. In den folgenden Tagen brachte die russische Oberste Heeresleitung zur Bedachung der galizischen Landeshauptstadt nochmals die Reste der geschlagenen Armeen

zusammen, um in der durch das Terrain starteten und gut vorbereiteten Wereszka-Stellung unserer Vordringen endlich zum Stehen zu bringen. Nach heftigem Kampfe hat der Ansturm der verbündeten Truppen auch diesmal wieder die ganze russische Front zum Wanken gebracht. Schon in den Nachmittagsstunden war die feindliche Stellung im Angriffsraum der Armee des Generalobersten v. Madenfen um Magierow durchbrochen. Der Feind begann gegen Kattowiza und Zolten zurückzugehen, während er an der Wereszka noch erbittert Widerstand leistete. Nachts erstürmten Teile der Armee Boehm-Ermolli die feindlichen Stellungen beiderseits der Lemberger Straße. Gleichzeitig drangen die übrigen Korps dieser Armee überall in die feindliche Hauptstellung ein. Die Russen sind auf der ganzen Schlachtfeld im Rückzuge, sowohl in der Richtung auf Lemberg als auch nördlich und südlich davon. Am oberen Dniestr beginnt der Feind seine Stellungen zu räumen. An der Front der Armee Pflanzers griff er an mehreren Stellen erneut an, wurde jedoch unter sehr bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen.

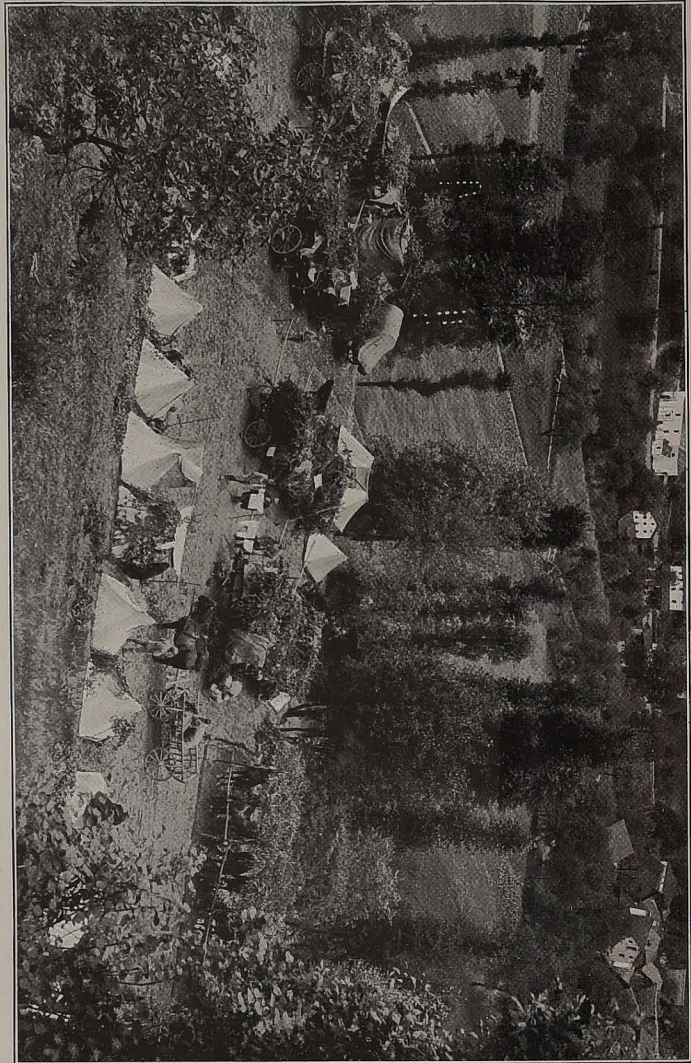


Willy Stöcker 1915.

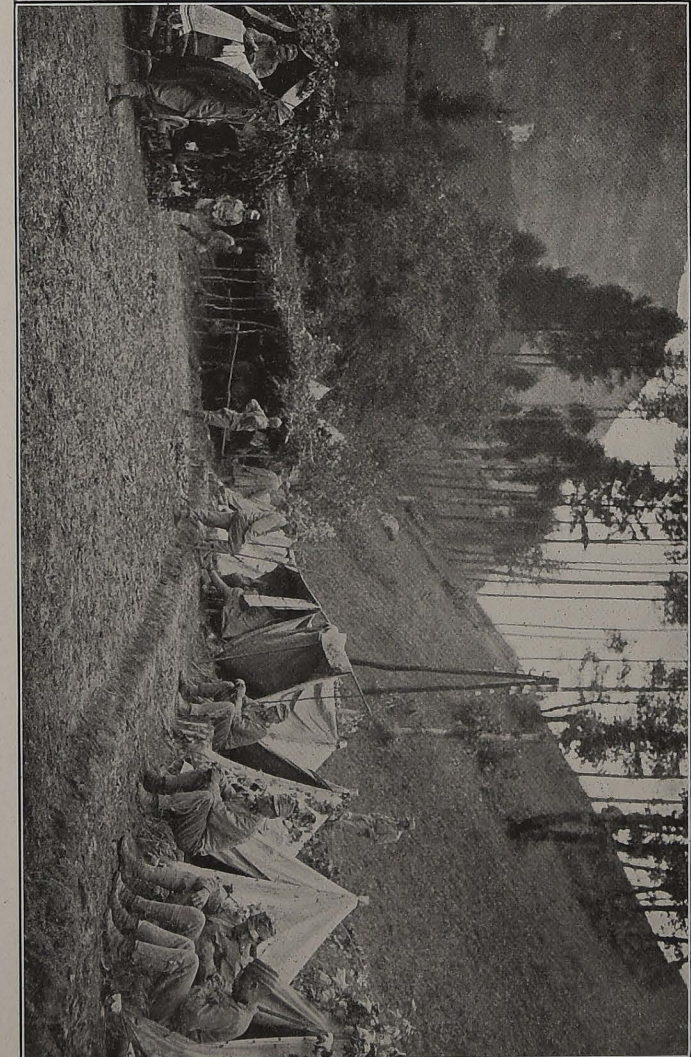
Der Krieg mit Italien: Versenkung des italienischen Panzerkreuzers „Giuseppe Garibaldi“ durch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot an der dalmatinischen Küste am 18. Juli. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor Willy Stöcker.



Sicht auf ein gegen fliegerisch gefährliches Lager am Sporgo von einer angrenzenden Höhe aus. (Phot. G. Brandt)



Stapelstücken in einem gegen fliegerisch gefährlichen Lager am Sporgo. (Phot. G. Brandt)



21. Juni 1915.

Gegen die Front nördlich Uras beschränkte sich der Gegner hauptsächlich auf Artilleriefeuer. Nur nördlich Soudes erfolgte ein französischer Infanterieangriff, der abgewiesen wurde. Im Westende der Argonnen gingen die Deutschen zum Angriff über. Württemberger und norddeutsche Landwehr erklimmten auf 2 km Frontbreite mehrere hintereinanderliegende Verteidigungslinien und fügten den Franzosen bei ihren vergeblichen Gegenangriffen die schwersten Verluste zu. Die Beute dieser Kämpfe beträgt an Gefangenen 6 Offiziere, 623 Mann sowie drei Maschinengewehre und drei Minenwerfer.

Auf den Maashöhen richteten die Franzosen gegen die Stellungen an der Grande Tranchée, westlich des Eparges, abends fünf stärkere Angriffe, die westlich der Straße in ungutem Feuer zusammenbrachen. Östlich der Straße drang der Gegner in Teile der deutschen Stellungen ein. Er ist zum Teil bereits wieder verjagt.



Einzug der Montenegriner in Stutari mit der berittenen albanischen Gendarmen an der Spitze.



Eine von zwei Majoren geleitete montenegrinische Vorhut beim Einmarsch in Stutari.

Albanien als Zankapfel für unsere Feinde: Der unter dem Widerspruch Italiens, Englands und Frankreichs erfolgte militärische Spaziergang der Montenegriner nach dem von ihnen heißersehnten Stutari.



Die neuen montenegrinischen Behörden beim Verlassen der orthodoxen Kirche in Stutari nach dem Dankgottesdienst anlässlich der feierlichen Weihergreifung der Stadt.

unter Verlust von 79 Gefangenen. In den Vogesen wurden feindliche Angriffe im Fichtale und südlich blutig abgeschlagen. Nachts wird zur Vermeidung unnötiger Verluste planmäßig der Ort Mekeval geräumt, der von der französischen Artillerie in Trümmern geschossen ist.

Die Armeen des Generalobersten von Madensen kämpfen um Remberg und Jolteu. Rawarussa ist in der Hand der Verbündeten. Westlich Rawarussa wurde der Feind gestern von deutschen Truppen angegriffen und geworfen. Am 19. und 20. Juni wurden auf dem Kampffelde zwischen Janow und nördlich Magierow rund 9500 Russen gefangen genommen, 8 Geschütze und 26 Maschinengewehre erbeutet. Truppen der Armee Klinger schlugen heftige Angriffe der Russen südwestlich Botor-Platz und bei Jalejschitz und im beargabischen Grenzgebiet wieder unter schwersten Verlusten des Feindes zurück.

In der Nacht auf den 20. Juni wurden bei Klava wieder zwei italienische Angriffe abgewiesen. Im Gebiete nordwestlich des Kri wurde der Feind aus einer Sattelstellung geworfen, wobei sich Abteilungen des Debrecziner Honved-Infanterie-Regiments besonders auszeichneten. Am 20. Juni griff ein deutsches Untersee-

boot, etwa 100 Seemeilen östlich von Firth of Forth, einen englischen Panzerkreuzer, anscheinend von der „Minotaur“-Klasse, an. Der Torpedo traf, seine Wirkung konnte aber von dem Unterseeboot nicht mehr beobachtet werden.

22. Juni 1915.

Auf den Maashöhen dauerten die Nachkämpfe unter schwerer Artilleriefeuer den Tag über an. Heute früh gegen 8 Uhr schritten wir zum Gegenangriff und säuberten unsere Gräben vom eingedrungenen Feinde fast vollständig und machten 130 Gefangene. In den Vogesen haben wir heute nacht unsere Stellungen planmäßig und ungedrängt vom Feinde auf das östliche Fichtale, östlich von Soudes, verlegt. Am Silbenfest erlitt der Feind bei erneuten Angriffen wieder ernste Verluste.

Die Kämpfe um Remberg und die russischen Stellungen nördlich und westlich davon dauern fort. Die russische Verteidigungsstellung südlich der Stadt wurde gestern im Raume



Österreichisch-ungarische Gebirgskolonnen auf dem Marsch. Vom südöstlichen Kriegsschauplatz.

23. Juni 1915.

Gestern nahmen wir die Festung Dintirich sowie feindliche Truppenansammlungen bei den Ortschaften Vergues, Hondshoote, Furnes und Cassel unter Feuer. Auf den Maashöhen setzten die Franzosen ihre Durchbruchversuche ohne den geringsten Erfolg fort. Sämtliche Angriffe wurden unter erheblichen Verlusten für den Feind abgeschlagen. Bisher

machten wir 280 unverwundete Franzosen, darunter 3 Offiziere, zu Gefangenen und erbeuteten 7 Maschinengewehre sowie 20 Minenwerfer. In den Vogesen hielten wir die seit Monaten heiß umstrittene, die Umgebung beherrschende Höhe 631 bei Van-de-Capt.

Lemberg wurde gestern nachmittag durch österreichisch-ungarische Truppen im Sturm genommen, daran anschließend nachts die Szzerzet-Stellung zwischen dem Dniestr bei Mikolajow und Lemberg. Weiter nördlich ist in der Verfolgung die Linie östlich von Lemberg-Zoltanca-Turynka (nordöstlich von Zolkiw) erreicht. Bei Rawarusta und westlich davon ist die Lage unverändert. Im San-Weichsel-Winkel und links der oberen Weichsel beginnen die Russen zu weichen.

In dem abgelaufenen ersten Kriegsmonat haben die Italiener keinen Erfolg erzielt. Die österreichisch-ungarischen Truppen im Südwesten behaupten wie zu Beginn des Krieges ihre Stellungen an oder nahe der Grenze. In der Isonzo-Front, im besetzten Grenzraum Zlitch-Malborgeth, am Karnischen Ramn und an allen Fronten von Tirol brachen sämtliche Versuche feindlichen Vordringens unter schweren Verlusten zusammen.

Maschinengewehre.

Von Georg Schmitz.

Niemand, der das eintönige „Tad-tadtadtadt-tad“ der Maschinengewehre zum ersten Male im Gefecht hört, vermag sich der niederdrückenden, nervenzerrüttenden

Wirkung dieses Eindrucks zu entziehen. Es klingt, als schlage der Tod mit knöchernen Fingern seine Werbetrümmel, und die Macht des Eindrucks wächst beim Anblick der vielen, allzuvielen, die ihrem Rufe folgen müssen. Denn nirgends auf dem weiten Schlachtfeld hält der Tod

Feuerwaffen durch maschinenartige Einrichtungen zu verbessern. Diesen Bestrebungen verdanken z. B. die dänischen Spingolen ihr Dasein, die unsere Väter und Großväter vor Düppels Schanzen kennen lernten, und die Mitrailseusen, mit denen die Franzosen 1870 die deutschen Seeer niedergunäherten hofften.

Ein durchschlagender Erfolg blieb all diesen Versuchen, die Feuergewindigkeit der Feuerwaffen zu erhöhen und auf engem Raum einen dichten Geschosshagel zu vereinigen, verlag, bis im Jahr 1883 dem Amerikaner Sir Hiram Maxim die Konstruktion eines Gewehres gelang, das unter Ausnutzung des beim Schießen entstehenden Rückstoßes das Laden und Abfeuern selbstständig besorgte. Wertwürdigerweise hat die Maximische Erfindung sich nur langsam durchzusetzen vermocht, und selbst als die Einführung des rauchlosen Pulvers die volle Ausnutzung der Feuergewindigkeit gestattete, verhielten sich die militärischen Kreise der neuen Waffe gegenüber ablehnend. Lange Jahre herrschte die Meinung vor, Maschinengewehre seien zwar in Kolonialkriegen gegen wilde Völkerschaften mit gutem Nutzen zu verwenden, könnten aber für die gänzlich anderen Verhältnisse moderner Armeen und moderner Kampfesweise nur von untergeordneter Bedeutung sein. Erst die Kämpfe der Engländer gegen die Buren, vor allem aber die Schlachten des russisch-japanischen Krieges führten einen völligen Umschwung in der Schätzung des Maschinengewehres herbei, und mit Staunen lernten jetzt selbst die schärfsten Gegner der neuen Waffe ihre furchtbare Wirksamkeit auch gegen europäisch geschulte und kämpfende Truppen kennen.



Schwieriger Transport von Bagage durch eine Furt beim Vormarsch unserer Truppen in Galizien. (Hofphot. G. Berger.)

reichere Ernte als vor den Läufen der Maschinengewehre, den furchtbarsten Werkzeugen dieses an mörderischen Waffen reichen Krieges.

Das Maschinengewehr bedeutet die Erfüllung eines Lieblingstraumes der Waffentechniker, die fast zwei Jahrhunderte lang daran gearbeitet haben, die Wirkung der



Ein deutsches Militärautomobil beim Passieren einer provisorischen Holzbrücke über einen Fluß in Galizien. (Phot. Gebr. Gaedel.)



Wirkung eines 30,5-cm-Motor-Mörsergeschosses in einer Fabrikanlage bei Stuy. In dem niedergelegten Schornstein befand sich ein russischer Beobachtungsposten. (Phot. Gebr. Gaedel.)

Von den Kämpfen zur Befreiung Galiziens.



Mit den fiegenden verbundenen kleinen vom Dünkel bis Gernberg II. Die Gumpoldhöhe, der Brückenkopf von Jaroslaw, am Morgen des 16. Mai zwei Stunden nach der Erstürmung durch Gornetruppen und des gäufigen Infanterieregiment Nr. 56 nach der Natur gezeichnet von Richard Wismann, der als Gornetruppenführer der kaiserlichen „Stuttgarter Zeitung“ die großen Durchbruchschlachten in Galizien von Anfang an mitemgelebt hat.

Die unmittelbare Folge dieser veränderten Werthschätzung des Maschinengewehrs war seine allgemeine Einführung in den Heeren aller europäischen Großstaaten und die Schaffung eigener Maschinengewehrabteilungen und -kompanien. Heute gehört das einstmals über die Welt angelegene Maschinengewehr zu den wirkungsvollsten Waffen, über die unsere Truppen und unsere Gegner verfügen.

So verschieden die Systeme auch sind, die die einzelnen Staaten eingeführt und ausgebildet haben, in ihrer Konstruktion gehen fast sämtliche Maschinengewehre auf die Maximische Erfindung zurück, deren Wesen in der genial einfachen Ausnutzung des bis dahin nur als kräftige Begleiterscheinung empfundenen Rückstoßes der Pulvergase zur Auslösung der gesamten Lade- und Schießbewegungen beruht. Dadurch, daß Maxim den Lauf seines Gewehrs beweglich gestaltete, machte er es möglich, die bis dahin vom Schützen ausgeführten Bewegungen der Waffe selbst zu übertragen; der unter dem Druck der Pulvergase zurückgleitende Lauf öffnet den Verschluß, wirft die leere Hülse aus, spannt den Verschluß von neuem, entnimmt, von einer kräftigen Feder wieder vorgezogen, dem Patronengurt eine Patrone, schießt sie in die Kammer, schließt diese und feuert endlich ebenso selbsttätig den Schuß ab. Ist das Gewehr einmal in Betrieb gesetzt, so wiederholt sich dieser Vorgang, wenn ihm nicht äußere Umstände Halt gebieten, ohne Unterlaß mit unheimlicher Geschwindigkeit. Tausendmal und öfter in der Minute gleitet der Lauf hin und her, und fünfhundert und mehr Geschosse verlassen in derselben Zeit das Rohr, ein Stillstand tritt erst ein, wenn der Schütze den Mechanismus abstellt, oder wenn Patronenmangel und Überhitzung des Gewehrs ein Weiterfeuern unmöglich machen. Für die ununterbrochene schnelle Patronenzufuhr sorgen lange, mit Infanteriemunition gefüllte Gurte oder Metallstreifen, und die Überhitzung des Laufes löst man durch Kühlvorrichtungen zu vermeiden oder wenigstens herabzumindern. Maxim

Ausnutzung der vollen Feuergeschwindigkeit des Maschinengewehrs unmöglich machen. Obwohl bei den meisten Konstruktionen die Abgabe von neunhundert Schuß in der Minute wohl erreichbar wäre, begnügt man sich fast durchweg mit vierhundert bis fünfhundert Schuß. Auch hierbei ist die Beanspruchung der Läufe noch eine außerordentlich starke, und wenn man auch durch häufige Feuerpausen eine Überhitzung zu vermeiden sucht, ist man doch oft genug genötigt, von den mitgeführten Reserveläufen, die

Vorrat an Munition mitzuführen läßt. Die Patronengurte sind in Kästen untergebracht, und je sechs dieser Kästen ruhen in einem schiffartigen Gerät, auf dem sie leicht in die Feuerlinie gezogen oder getragen werden können. Das Gewehr ist mit einem Schießgerüst so auf der Höhe untergebracht, daß es im Notfall direkt von ihr aus abgefeuert werden kann, wodurch namentlich die Abwehr plötzlicher Angriffe, z. B. durch Kavallerie, außerordentlich erleichtert wird. Bei den Maschinengewehrabteilungen der Kavallerie oder der Gebirgsinfanterie erfolgt die Beförderung in den meisten Fällen durch Tragtiere, die den Vorteil der größeren Beweglichkeit und der Unabhängigkeit vom Gelände hat.

Die belgische Armee benutzt für die Fortbewegung ihrer Gotchkisch-Maschinengewehre leichte von Hunden gezogene Karren mit Pneumatikrädern und erreicht dadurch eine große Sichtbarkeit und große Geräuschlosigkeit des Transportes. Die Franzosen und Engländer haben ihre Maschinengewehre zum Teil in die Anhänger von Motorzweirädern eingebaut, ohne daß ihre hohen Erwartungen, die sie an diese Beförderungsart knüpften, bisher in Erfüllung gegangen wären.

Das Bestreben, die Maschinengewehre möglichst leicht und handlich zu machen, hat zur Konstruktion von automatischen Gewehren geführt, die samt der Munitionsausrüstung von einem Mann getragen werden können, so daß sie auch in schwierigsten Geländen zu benutzen sind. Zu diesen leichten Maschinengewehren gehört z. B. die nur 7 kg schwere französische Vitrailleuse

portative Gotchkisch. Dieses Gewehr weist in allem Wesentlichen die Konstruktion des in der französischen Armee gebräuchlichen schweren Gotchkisch-Maschinengewehrs auf, das nicht durch den Rückstoß, sondern durch die Kraft der Pulvergase selber betätigt wird; unter dem Lauf liegt ein Kolben, der durch einen engen Kanal mit dem Gewehrrohr in Verbindung steht und, beim Schuß durch einen Teil der Pulvergase vorwärtsgeworfen, das Schloß und die Patronenzuführung betätigt. In den letzten Jahren ist das französische Gotchkischgewehr in dem jetzt allgemein eingeführten Puteauxgewehr bedeutend verbessert worden, vor allem was die Kühlvorrichtung anbelangt; sie besteht beim Puteauxgewehr aus zahlreichen ringförmigen Rippen, die vom Patronenlager bis zur Laufmündung reichen, während das Gotchkischgewehr nur wenige starke Röhren in der Nähe der Kammer aufweist.

Bei richtiger Anwendung ist das Maschinengewehr eine der furchtbarsten Waffen, über die die modernen Heere verfügen. Wir kennen vom Frieden her das Beispiel des von einem Maschinengewehr gefällten Baumes: in 15 Sekunden legt ein Maschinengewehr auf 450 m Entfernung einen 30 cm starken Baum um. Entsprechend dieser erstaunlichen Leistung gegen tote Ziele ist auch ihre Wirkung gegen lebende. Ein gut aufgestelltes und bedientes Maschinengewehr ist im Feuerkampf einer 50 bis 60 Mann starken Schützenlinie mindestens gleichwertig. Schon von 1500 m ab können selbst dünne aufrechte Schützenlinien ohne ungeheure Verluste in Maschinengewehrfeuer nicht mehr vorwärtstommen; sie müssen sich hinwerfen und versuchen, sich unter Ausnutzung jeder Deckung in gebrochenen Linien heranzuarbeiten und das Maschinengewehr, das ein schwer erkennbares Ziel bietet, niederzukämpfen.

So wirksam das Feuer der Maschinengewehre auch ist, die natürlichen Grenzen alles Menschlichen sorgen doch auch hier dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel



Eingang der österreichisch-ungarischen Truppen in ein von den Russen neun Monate lang besetztes Dorf. (Phot. R. Balogh.)

sich in wenigen Augenblicken gegen einen schadhast gewordenen Lauf auswechseln lassen, Gebrauch zu machen. Die weiteste Verbreitung von allen Maschinengewehrkonstruktionen hat die von Maxim gefunden, die auch im deutschen Heere benutzt wird. Sie zeichnet sich durch Leistungsfähigkeit und Betriebssicherheit aus. Ihr Gewicht ist in Anbetracht der Wasserföhrigkeit außerordentlich gering; beträgt es doch bei den neuesten Ausführungen nur mehr

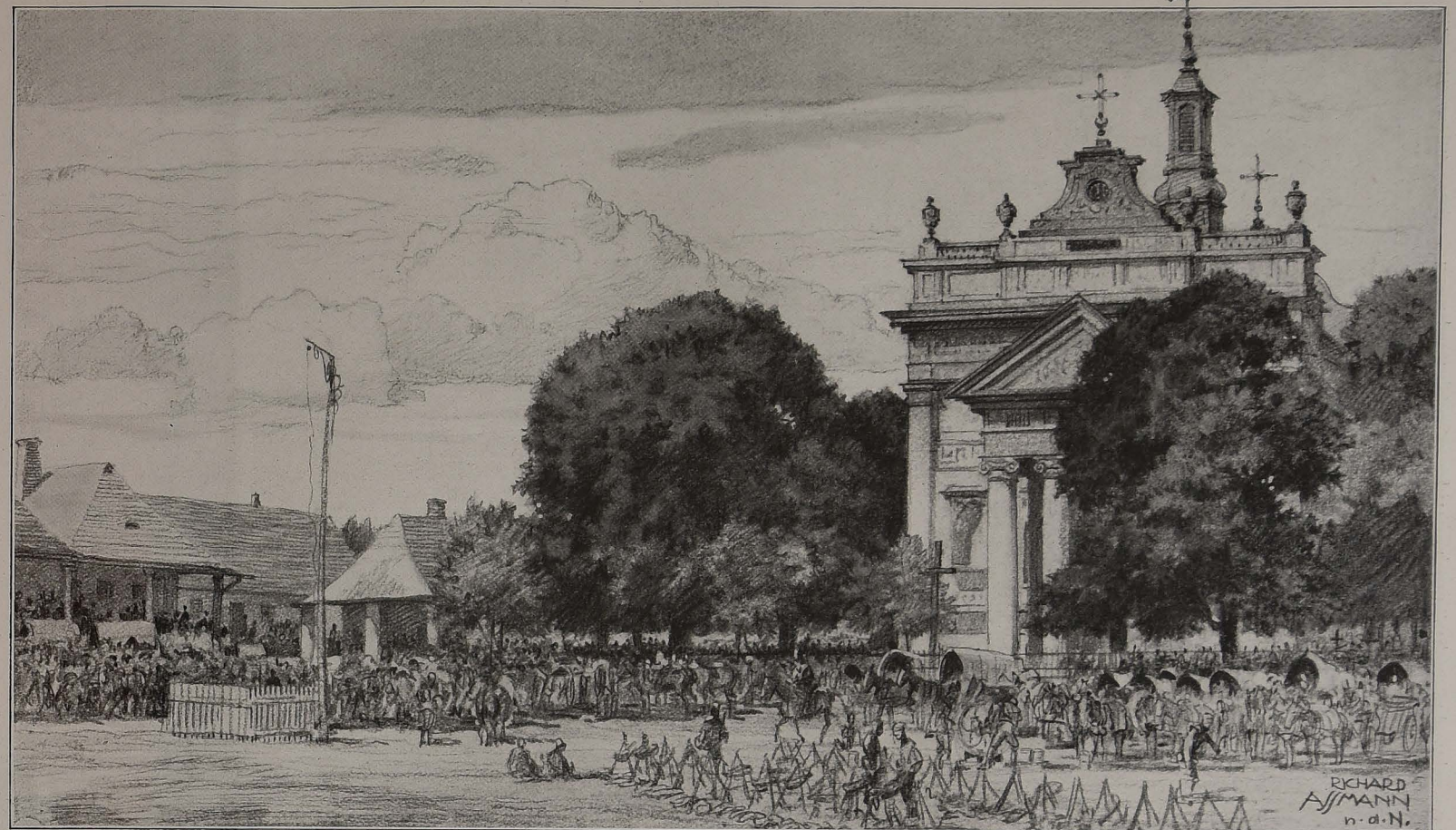


Die stark umstrittene Stadt Halicz am Dnepr. (Phot. R. Balogh.)
Von den Kämpfen zur Befreiung Galiziens.

wenig über 15 kg. Die Maschinengewehre der deutschen Armee ruhen auf einem schiffartigen Schießgerüst, das ein Ziehen oder Tragen des Gewehrs in gleich leichter Weise gestattet. Gerade dem Ausbau der Lafette und dem Transport des Maschinengewehrs hat man, wie in anderen Ländern, so auch in Deutschland die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Die deutschen Infanterie-Maschinengewehre werden auf progenartigen Fahrzeugen fortgeschafft, in denen sich gleichzeitig ein ausreichender

Schützenlinien ohne ungeheure Verluste in Maschinengewehrfeuer nicht mehr vorwärtstommen; sie müssen sich hinwerfen und versuchen, sich unter Ausnutzung jeder Deckung in gebrochenen Linien heranzuarbeiten und das Maschinengewehr, das ein schwer erkennbares Ziel bietet, niederzukämpfen.

So wirksam das Feuer der Maschinengewehre auch ist, die natürlichen Grenzen alles Menschlichen sorgen doch auch hier dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel



Der Ringplatz in Ratowicz mit einrückenden Truppen am 15. Juni, dem Tage der Einnahme durch die Verbündeten.

wachsen. Denn einmal ist der Munitionsverbrauch dieser Waffen ein so ungeheurer, daß sie leicht in die Gefahr geraten, sich zu verfrachten; sie sind also gezeugungen, mit ihrem Patronenvorrat langsam umzugehen und ihre Tätigkeit meist auf die Höhenpunkte des Kampfes zu beschränken. Außerdem zwingt die schnelle Erhebung des Laufes die Schützen zu häufigen Unterbrechungen des Dauerfeuers, oft gerade in Augenblicken, wo es besonders wirksam sein könnte. Und dann ist das Schießen mit Maschinengewehren eine Kunst, die wohl gelernt sein will. Ihre Streuung ist nur gering, und deshalb bleibt bei falscher Visierung die Wirkung oft völlig aus. Es gehört für den Rückschützen die Anpassung aller Sinne und Kräfte dazu, das dauernd eintrende Gewehr in der Gewalt zu behalten. Gute Leistungen sind nur dann möglich, wenn die Schützen fast bis zur Vollendung gelernt haben, ihre Waffe in jeder Körperstellung zu handhaben, das Ziel schnell zu erfassen und festzuhalten und die Entfernung sicher zu ermitteln. Deshalb können als Maschinengewehrschützen nur Leute in Frage kommen, die körperlich, geistig und moralisch den höchsten Anforderungen entsprechen. Auch der Sieg im Kampf mit diesen fast ganz selbsttätig arbeitenden Waffen ist eine Menschen- und Nervenfrage. Sind die Maschinengewehre in ihrer Leistungsfähigkeit auch bei uns und unseren Gegnern im wesentlichen gleich, so dürfen wir doch wohl auch hier ohne Überhebung das bessere Menschennaterial für uns in Anspruch nehmen.

Zwischen den Angeln der flandrischen Front.

Von Hans Schoenfeld, Kompanieführer im Westen.

Das sind die Geschütze von Loreto-Höhe! Schwere deutsche Nachgeschütze, die Stunde um Stunde unablässig ihre Lagen gegen den feindlichen Angreifer domieren, der sich schon des sicheren Sieges vor den Toren Lilles rühmt.



Vor der zerstörten Holzkirche in Michalowka.

Mit den verbündeten Armeen vom Dunaec bis Zernberg: II. Nach Zeichnungen unseres Sonderzeichners Richard Asmann.

Ich sitze hier am anderen Ende der deutschen Kampf-front diesseits und jenseits der Lys, die französisch- und belgisch-flandern scheidet. Mein Blick geht aus der gesteuerten Bitterbarade, die vor Hitze Dampf und nachts von den schweren Granaten des bösen Kesselberges umflutet wird, hin zu den zarten Linien des Hügelrands, deren höchste Erhebung der technische Ausdruck so lakonisch mit „Höhe 60“ bezeichnet. Wo sonst die kumpfen Analle der Schneeweisen in die Laufgräben und die gewaltigen Trichter der englischen Sprengung vom 17. April einschlagen, den Pulver- und Schwefelgranaten ins weite Tal mit den klaffenden Ruinen des Lustschlosses Hellebe, von Zandvoorde bis Houthem und Tembielen trachten... ist es jetzt ganz still, als laufe dort oben Freund und Feind gleich erwartungsang der Entschcheidung, die auf dem anderen Angelpunkt im Bereich zweier Armeen auf knapp 60 km Frontbreite fallen soll, und in deren Mittelpunkt die längst historisch gewordene Loreto-Höhe als beherrschender Fels steht.

Und es werden Bilder in der kampfgewohnten, still gewordenen Seele wach... Bilder von einer Großartigkeit und Wildheit, die nur mit Schauern und tieftrübsinnigen Wünschen an die armen Truppen denken lassen, welche dort das blutige Vorbeereis zum Ruhme der eigenen Truppe, zum Schutze einer geliebten Heimat sich pfänden müssen.

Man erinnert sich wohl noch: Anfang März hörte man zum erstenmal Näheres von dieser schrecklichen Höhe nordwestlich von Antwerpen im Grubendistrikt Frankreichs. Da hatten deutsche Pioniere an höchsten Stellen auf der gewaltigen Hochfläche des berühmten Wallfahrtsberges Minengänge viele hundert Meter weit unter die französischen Stellungen getrieben und gesprengt. Mit ganz geringen Verlusten nahmen darauf die stürmenden süddeutschen Regimenter die beherrschenden Gräben, wodurch sie das mächtige Plateau in deutschen Besitz brachten. Dann kam die Rache. Stunden um Stunden belegten die Franzosen



die hüfelfenartig aus der deutschen Front vorspringende Höhe flankierend von allen Seiten mit ihren zusammengezogenen mehr als hundert Geschützen, deren Geschosse ganze Grabenteile einbrennen, ihre deutschen Besatzungen verschütteten und zertrümmerten, so daß der Gegner die ihm entrissenen Gräben fast ohne Sturm bis auf Teile nehmen konnte. Da wurden Jägerbataillone herangezogen, die in kräftigen Stürmen mit Handgranaten, Schulter an Schulter mit Granatwerfern, die alte Front zurückgewannen und allen Granaten, Minen, Hand- und Gewehrgranaten zum Trotz hielten. Was die Pioniere dort oben geleistet haben, grenzt an Unglaubliches. Sie hatten die über Tag von den zahlreichen Granaten systematisch zerstörten Laufgräben, Sappen, Minengänge, alle die Unterstände und Hindernisse in Ordnung zu halten, hatten bei jedem Angriff mit Handgranaten voranzugehen, Minenwerfer zu bedienen, Gewehrgranaten abzufeuern, Barrikaden zu türmen. Der französische Bericht vom 13. Mai spricht mit Recht von einer wahren deutschen Festungsanlage dort oben im Bereich der Gnadenmutter von Loreto, zu der die Gläubigen im September jedes Jahres wallfahrten.

Fast gleichzeitig setzte damals die bekannte englische Offensive ein. Das nahe Neuve Chapelle, dieses englische Wallengrab, dehnt sich im Bereich der Loreto-Höhe. Givernich liegt dazwischen, ebenfalls vielumkämpft. Und links der Höhe, am Kreuzpunkt wichtiger Straßen, Carency, das die Deutschen jetzt nach hartem Widerstande während einer ganzen Nacht dem Gegner lassen mußten. Gewaltig ist der Wid von diesem Hochplateau, das nach Norden und Nordosten der vielgenannte Bois de Bouvigny mit seinen Hüttenlagern für rasch abgelöste Reserven und Artillerie abschließen, während nach Westen das Gelände sich senkt, um jenseits der großen Chaussee zu einem neuen, etwas niedrigeren Hügel zu steigen. Herrlich dehnt sich mit seinen belebten Bodenwellen, seinen sanft eingekrümmten Dörfern und malerischen Einzelgehöften, geborgen im Wall schlanter, hochgipfliger Wasserpappeln, das flandrische Land zu den Füßen dieser künftigen Festung der heiligen Jungfrau.

Und dann, wo es in die flacheren, wasserreichen Distrikte von La Bassée und Bethune zugeht, sitzen die Engländer. Sie haben dort den Deutschen schon oft zu schaffen gemacht und verdrängen auch hier in den Wäldern, den französischen Vorposten durch wahnwitzige Angriffe zu unterstützen. Auch sie gelüftet es auf Rufe, von dem zu diesen hart umkämpften Orten von weltgeschichtlicher Bedeutung direkte Straßen führen. Aber Rufe ist felt, Fester noch steht die deutsche Soldatenmauer in ihren Schützengräben.

Es geht auf Armentières zu, die amnütige Festung, die vor dem Anmarsch überlegener englischer Kräfte in den blutigen Oktobertagen geräumt ward und noch in Händen der Briten ist, wenn auch von deutschen Granaten fast zerstört. Die Landschaft trägt hier den Charakter der welligen, sanften Kleinbügelnatur. Weite Ackerflächen, zahllose Kimmale, malerische, baumumhagte Weiler, pittoreske Giebel und Kirchtürme, Strohdächer und Holzbauten. Jetzt steht da auf weite Strecken die Kohlrübe in voller Blüte. Ein niegelegener Anblick für Einheimische und Eindringlinge: herrliches Gelb, das, in satten Strichen leuchtend, in falscher Pracht die Landschaft durchstreicht und den Gegnern in ihren Gräben viel zu schaffen macht als Schutzhindernis und

gefährliches Versteck für Schleichpatrouillen oder gar angreifende Linien. Aus dem Grün herrlicher Baumbestände blinken und winken jetzt noch die weißen, schloßartigen Villen in alten Ziergärten, in denen jetzt eroberte belgische Festungsbatterien stehen. Aber die Dörfer sind nach der Schweiz oder über die Grenze gebracht, und nur das vorfichtige Treiben deutscher Soldateska verleiht dem Schweben und dem Zwiepsal einer üppig schönen Frühlingsnatur rings um jammertüchlichen Verfall einiges Leben.

Und von Armentières geht die historisch gewordene Gegend der hart umkämpften Flüsse und Kanäle ein. War es um Arras die muntere Deule, die westlich der Loreto-Höhe entspringt, die Viller Bastionen fest und über das oft genannte Quesnoy, ein arg mitgenommenes, unschönes Landstädtchen am Kampgeflüß von Deulmont, ihre Mündung in die Yps findet, so ist es um Armentières-Barneton die sorglich kanalisierte Yps, die amnütig durch weite Wiesengründe sich schlängelt und auf Comines zuströmt — als habe sie im Januar und Februar nicht so wild wohl tausend Meter breit über die Ufer geschäumt und das ganze Land in einen großartigen See verwandelt, dessen fernen Horizont die Silhouetten kleiner alter flandrischer Kirchen auf bescheidenen Hügeln abschlossen.

Schön, unendlich zart und friedvoll ist diese Landschaft um Barneton und Comines, die hüben französisch, drüben belgisch längs der Yps sich zieht. Herrliche alte Feste, wahre Prachtstücke für die Kunst als ständiger Meister, breiten sich am Flüßchen oder auf einer ringförmig umflossenen Insel. Dort ragen jetzt von den schweren Novemberangriffen der Gardebataillie stille, von treuen Kameradenhänden frühlingshaft hergerückte Gräber, und darüberhin gaulen die ersten zaghaften Falter in der sonnenlichtigen Stille, die nur selten ein Schrapnell oder der dumpfe Einschlag stündender Schwefelgranaten entweicht.

Das wissen auch die Engländer von den Photoaufnahmen ihrer zahlreich freiziehenden, freien Flieger, die sich unentwegt dem lebhaften, oft wirtungsvollen Feuer der Fliegerbatterien aussetzen. Und öfters kann man das Bild sehen, daß auf der Straße von einem Etappenort her Feldgendarmen hinter einem langsam streichenden, tiefgehenden und schlingenden feindlichen Flugzeug galoppieren, so daß in den kleinen Nestern, durch die die wilde Jagd geht, die Reservemannschaften alle „Fliegerbedeckung!“ vergeblich und schreiend, schußbereit hinterdreinschützen.

Da wo die flinke Doune vom vielbesetzten Ploegsteert-Wald in amnütigen Gärten an Hoffignol vorbeirauscht, um hinter dem malerischen Kirchhügel von Barneton am Fuße eines ganzblühendenbühlens alten belgischen Bräutertopfes gegen Frankreich sich mit der Yps zu vereinen, schaut herbe und wichtig die herrliche Silhouette des zerstörten Messines durch einen Flor schlanker Pappeln herüber, ein Bild, das die zahlreichen Künstler unter den Kriegsfreiwilligen der vielen Truppenteile, die hier wechselten, besonders entzündet, vor allem flandrisch amnütet; die mittelalterliche kleine Stadt muß wohl Belgiens Landschaftsperle gewesen sein. Wundervolle gotische Kirchen, ein königliches Mädhentloster, ein altes Prämonstratensienkloster, ein in ihrer Zerstörung der Edelfürst einer Hochkultur nicht.

Dort bricht die deutsche Front stark links aufwärts nach NNO. Und Namen von blutigen Kampfbefehlen fallen: Woffhacht, St. Eloi. Es geht auf Ypern, ins Bereich einer anderen deutschen Armee. Bei St. Eloi läuft dann das deutsche Grabenmeer hart nach Ost. Und aus dem welligen Gefilde erhebt das Doppelmaße der furchtbaren „Höhe 60“, zwischen der die malerische Bahn von Comines nach Ypern führt. Der Vergleich mit Loreto-Höhe, diesem gewaltigen Gegenpol, drängt sich dem, der hier und dort mitkämpfen durfte, immer stärker auf. Doch gewaltiger noch als auf Loreto geht hier nach den englischen Sprengungen des 17. April der Kampf um das Ypern beherrschende Massiv, dem sich zu Füßen der Jiliebeker See wie ein dreieckiges Riesensegel schmiegt. Die Höhe 60 war einmal. Ungeheure Trichter gähnen dort. An ihrem Rand kleeen die deutschen Stellungen, gehalten trotz schwerer Artillerie vom verhassten Kimmel, der die Front von Barneton bis Ypern bestreicht, trotz listiger Minentreiberei und Lulerei seitens der Briten. Wer Sinn hat für Größe der Situation und einer ohnegleichen gewählten, wilden Landschaft, den muß, trotz all eigener Erschöpfung und ständiger Gefährdung, diese Art härtesten Stellungskrieges, der im belchränkten Raum doch steten Wechsel schafft und alle Mittel von List und Gewalt sich dienstbar macht, mit fortziehen. Und die kostbare Beute winkt: Ypern, herrlich über dem See gelegen, maßig und edel mit der Silhouette seiner Kirchen und des Gildelhauses. Ein anderer See, südwestlicher gelegen, „Klang de Diekebusch“, gibt sein Wasser für die Batterien der Stadt.

Dreitausend Meter nur! Droben an seiner Schloßkirche, treu und unentwegt, steht der deutsche Mistfächer — späht auf die hoch schauenden Briten und träumt von der flandrischen Stadt, die wie eine fata Morgana vor dem engen, camera gleichen Schloß seines gefährlichen Guckloches steht, und um die seit Monaten so viel edles deutsches Blut fließen muß. Und jedem von den ganz wenigen, die diesen wilden Krieg von den ersten jauchenden Tagen des sieghaften Draufgehens an mitgemacht haben, wird es schwer ums Herz, denkt er an diese Kanalkämpfe zwischen Yps und Yser. Und wie oft denkt er daran! Er hat ja Zeit genug in vierundzwanzig Stunden bei Tag und Nacht, dem Unterstand und Schlafen fernt Höhe 60 nicht. Links hinten laßt ihm der Part von Hollebeke, eines überreichen Verschwenders köstlichen Sommerhofes — aber er muß die Stürme trauen, denn dort und am idyllischen Kanalnie weiß er sich manchen guten Kameraden, der ihm die Hand im heißen Kampf dorten nit mehr geben konnte! Der Rindst ruft aus den täglich zerstörten Wäldern, die mit ihren Stummeln noch sieghaft grünen. Ihm ruft der Rindst nur die Sehnacht nach daheim, nach deutschem Venz wach.

Wir wollen das den glorreichen, namenlos leidenden Regimenten vor Ypern nicht vergessen: Stilles Geldentum offenbart sich hier hundetisch Tag um Tag. In Rußland brachen unsere Brüder jauchzend vor und trieben den Ruf zu Paaren. Ganz Deutschland jubelt ihnen zu. Uns jauchzt keiner, um uns bangen nur liebe Mächte. Darum aber tun die um Ypern nicht weniger treu ihre Pflicht: Halten um jeden Preis.

Aber Land Plandern, altes Kampfbefeld — dich vergessen sie nie. Sie lieben deine Landschaft, deiner Menschen Werte — aber sie lassen dich um des deutschen Blutes.



BENZ

AUTOMOBILE UND FLUGMOTOREN

DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT

BENZ & CIE. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik A.G. MANNHEIM.



Nach der Eroberung von Przemyśl: Im Innern des am weitesten westlich gelegenen Forts. Nach einer Zeichnung des auf den südöstlichen Kriegsschauplatz entsandten Kriegsmalers der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hugo L. Braune.

Die Außenseite und den Eingang dieses Forts, das am meisten unter dem Feuer der österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Mörser zu leiden hatte, haben wir bereits in Nr. 3757 auf Seite 16 abgebildet. Unsere und die österreichisch-ungarischen Batterien waren auf den Bergen im Hintergrunde postiert. Im Mittelgrund an den Drahtverhauen fanden furchtbare Nahlämpfe statt, da die Russen die Felsen in jeder Weise zu halten suchten. Während die Verbündeten das Fort schon besetzt hatten, leisteten die Russen in den Schützengräben vor dem Eingang noch Widerstand.

Freies Urteil eines langjährigen Verbrauchers über

KALODONT

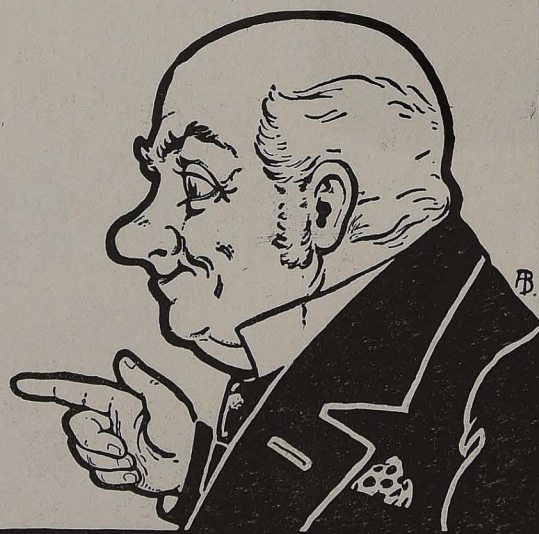
Zahn-Creme und Mundwasser

„Soeben beim Durchstöbern alter Reise-Reminiszenzen mache ich die bemerkenswerte Entdeckung, daß ich zu meiner Zahnpflege jetzt schon **seit mehr denn 25 Jahren ununterbrochen** und selbstredend mit bestem Erfolg Ihr Kalodont verwendet habe.

In der Voraussetzung, daß die Registrierung dieser Tatsache Sie interessieren wird, möchte ich gleichzeitig noch bemerkt haben, daß nach meinem Dafürhalten und nach meinen langjährigen Erfahrungen eine bessere und angenehmere Pasta zur dauernden Gesunderhaltung der Zähne nicht existiert, wie Ihre Zahn-Creme „KALODONT“. (Original-Brief vom 1. Juni 1911 liegt zur Einsicht auf).

F. A. SARG's SOHN & Co.

k. u. k. Hoflieferanten
BERLIN WIEN



Illustrierte Weltkriegschronik der Leipziger Illustrierten Zeitung

mit zahlreichen schwarzen und bunten Abbildungen nach Photographien, sowie Gemälden und Originalzeichnungen namhafter Künstler und mit Karten und Plänen. Text von Paul Schreckenbach. Preis jeder Lieferung 60 Pfennig (Format 23×33 cm). Einen Auszug aus der Fülle der glänzenden Anerkennungen, sowie einen illustrierten Prospekt versenden wir an Interessenten kostenfrei.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber (Illustrirte Zeitung), Leipzig 26.

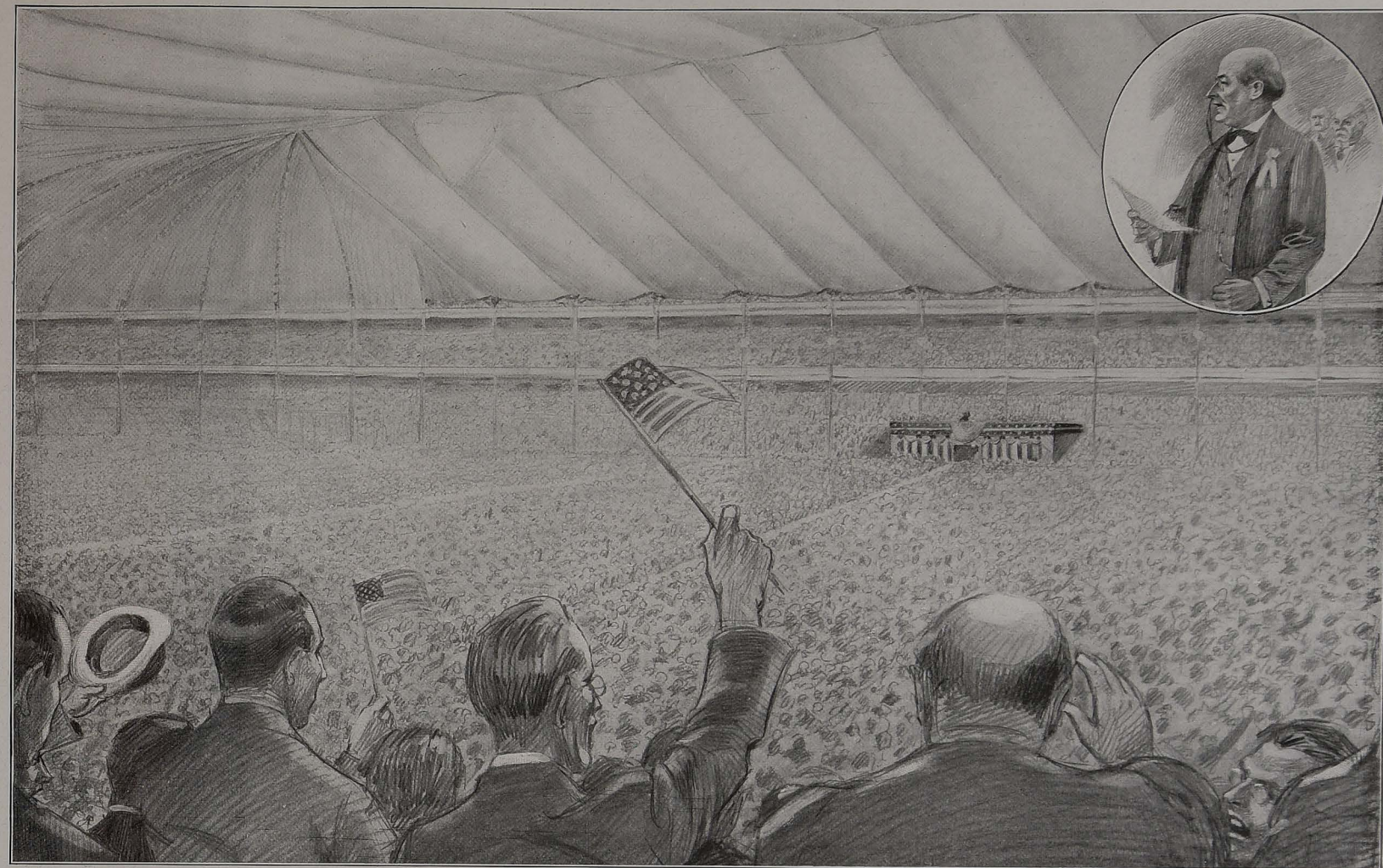
MÜLLER EXTRA

MATHEUS MÜLLER-SEKTKELLEREI ELTVILLE

HOFLIEFERANT SR. MAJ. DES DEUTSCHEN KAISERS UND 10 ANDERER HÖFE

FÜR TRUPPEN, LAZARETTE ODER GENESUNGSHEIME IN FEINDESLAND

STEUERFREI!



Eine amerikanische Friedens- und Neutralitätsdemonstration im Madison Square Garden zu New York am 24. Juni, der mehr als 100 000 Freunde strengster Neutralität der Vereinigten Staaten in dem gegenwärtigen Krieg beizuhelfen. Oben rechts der Hauptredner Ex-Staatssekretär William Jennings Bryan.

Nach einer im Auftrag der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ von einem Veranlassungsteilnehmer geschaffenen Zeichnung.

Ende des redaktionellen Teils.

Das Geheimnis der schönen Zähne

PERGENOL

Ein guter Rat für alle, die Angehörige im Felde haben. Dr.
Stabsarzt d. L. Abt.-Arzt d. II. Erh.-Abt. d. 3. Feld-Art.-Regts. Nr. 32.
schreibt: „Bei einer großen Zahl der aus dem Felde zur Erh.-Abteilung
krank oder verwundet zurückgeführten Mannschaften macht sich infolge
mangelhafter Zahnpflege im Felde Zahnfäulnis bemerkbar.“ Wir emp-
fehlen daher als praktische Viebesgabe die überall erhältliche, angenehm
erfrischend schmeckende Chlorodont-Zahnpaste in Zinntuben zu 50 g
u. 1 kg, die, auch ohne Wasser angewendet, Zahnfäulnis und üblen Mund-
geruch beseitigt, Nahrungsteile in der Mundhöhle vernichtet und die
Zähne blendend weiß macht.

Die junge Frau.

Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochen-
bett. Von Dr. Wilhelm Huber, Spezialarzt für Frauenkrankheiten und Ge-
burtschilfe in Leipzig. In vornehmen Geschenkeinband mit Goldschnitt 4 Mark.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitz Straße 1-7.

Niemand hat gesunde Beine

Jetzt nötiger als die Daisiegehehenen, welche
den wirtschaftlichen Kampf durchzuhalten haben.
Schwere Leiden sind häufig
die Folge
vernachlässigter Krampfadern.
Bei Beinschmerzen, Aderheinen,
Geschwulst, Entzündung, nasser
Flechte, Gelenkverrückung,
Steifigkeit, Plattfuß,
Rheuma, Gicht, Ischias,
Hühner, Elephantiasis
verlangen Sie Gratisbroschüre „Lehren und
Ratschläge für Beineleidende“ von
Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co.,
Hamburg 1, L. P.

Solche Charakter-

urteile von L. nach Handschr. bie-
ten überraschende Eröffnungen wie
schon 1901 i. d. Wien. Rundsch.
S. 300-304 tief erörtert. Gutachten
in groß. Schriftvergl., sowie see-
nische Bücher von L. verbürgen den
Ernst sein. briefl. Char.-Beurt.
Prospekt frei. Paul Liebe, Augsburg i.

Türpuffer

gegen das
Zuschlagen von Zimmertüren,
ausserordentlich empfohlen, in 3 Größen
bronziert, weiß u. vernickelt, durch
C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.



Kalasiris

Patente aller Kulturstaaten. — Zahlreiche Auszeichnungen
Idealer Korsett-Ersatz

mit allen Vorteilen, aber ohne die Nachteile des bestsitzenen Pariser
Korsetts. Unübertroffene Leibbinde für Kranke aller Art. Spezial-
Fassons für junge Frauen, Kinder u. Backfische. Kalasiris-Büsten-
halter, Kalasiris-Wäsche nach neuen hygienischen Grundsätzen.
Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. Jedes echte
Exemplar trägt den Stempel „Kalasiris“ — „Auskunft und Illustrierte
Broschüre kostenlos durch die Fabriken: Kalasiris G. m. b. H.,
Köln 5, und Kalasiris G. m. b. H., Wien 5, Kohlmarkt 4.

Körperpflege durch Wasser, Luft und Sport. Von Dr. med. Julian Marcuse.
Mit 121 Abbildg. Geb. 6 Mk. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Waldorf Astoria Cigaretten

FELDPOSTBRIEFE

